

# Rezensionen



**Allkemper, Alo; Eke, Norbert Otto (Hg.):  
Literatur und Demokratie. Festschrift für Hartmut Steinecke  
zum 60. Geburtstag.  
Berlin: Erich Schmidt, 2000. 343 S.**

Schon beim ersten Blick auf die Titelseite stellt sich die Frage: was ein Buch bieten kann, das Ästhetisches und Politisches, die man in letzter Zeit vielleicht allzu rigoros auseinandergehalten hat, unter ein Dach zu bringen versucht?

Der vorliegende Band ist Hartmut Steinecke gewidmet und versammelt Beiträge von Kollegen und ehemaligen Schülern zu Fragen der deutschen Literaturgeschichte von der Goethezeit bis zur Gegenwart. Daß Literatur und Demokratie keinen Gegensatz bilden, ist kennzeichnend für die Perspektive, aus der Steinecke in den letzten drei Jahrzehnten mit zahlreichen Arbeiten zur Literaturgeschichte beigetragen hat. Das Verhältnis wird als Ermöglichung aller nur vorstellbaren Interaktionen oder Vermittlungen zwischen Texten, Epochen oder Kulturen verstanden. Demokratie in der Praxis der Interpretation heißt, Machteingriffe und diskursive Einwirkungen, die das Feld der Interpretation begrenzen, durch Bewußtmachung und Aufdeckung zu vermeiden.

Das wirft eine der wichtigsten Fragen der Literaturwissenschaft auf, die seit den Anfängen den Diskurs über literarische Werke mitbestimmt hat, nämlich die Frage nach dem Wesen von Literarizität. Wie könnte man heute Literarizität definieren, wenn nicht durch Abgrenzung gegen das Epistemologische oder Politische? Es gilt heute schon als Gemeinplatz, daß Er-

kennen einer Sache immer nur vor dem Hintergrund von Sachen möglich ist, die das Erkannte nicht sind. Demzufolge wird eine Definition der Literarizität immer die Spuren der Ausgrenzung tragen. In diesem Band wird keiner wissenschaftlichen Methode das Primat zuerkannt. Literatur wird vielmehr als Interaktionsort verschiedener Diskurse vorgestellt, aber auch als selbstständiger Diskurs, der mit anderen – wie Film, Geschichte, Bildender Kunst oder Tanz – in einem dialogischen Verhältnis steht.

Um einen Überblick über das Interessenspektrum zu geben, das auch Steinecke vertreten hat, werden hier einige Arbeiten angesprochen. Neben einem Bericht über philologische Neuheiten der Goethe-Forschung von Nancy und Peter Boerner sind mehrere Arbeiten zur Gattungsgeschichte des Romans und zum Modernisierungsdiskurs des 19. Jahrhunderts zu finden (z.B. von Walter Hinderer). Nicht nur philologisches Interesse hat Manfred Durzak dazu bewegt, Peter Szondi, der 1971 seinem Leben ein Ende setzte, mit einem Beitrag über seinen Briefwechsel zu gedenken. Paul Michael Lützeler umreißt das Verhältnis von Historismus und Geschichtsschreibung zum historischen Roman und zu den literarischen Erzählformen im Allgemeinen. Die Interpretation historischer Romane erscheint als Problematik der historischen Transformation des „mittleren Helden“ (Georg Lukács), der als

Handlungsträger dieser Romane fungiert, bei der produktiven Konfrontation mit der Geschichte als Subjekt mit dem Handeln des eigentlichen Protagonisten mitwirkt.

Auch die neueste Literatur wird unter die Lupe genommen: Werke von Thomas Bernhard, Peter Handke und Jurek Becker werden von Wilhelm Voßkamp, Stefan H. Kaszyński und Sander L. Gilman interpretiert. Hartmut Steineckes Interesse an den Erzählformen postmoderner Literatur ist durch Peter Pütz' innovative Interpretation von Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“ vertreten. Dieser Aufsatz ist als mögliche Antwort auf die (postmoderne) Frage zu lesen, wie eine Zeiterfahrung möglich ist, in der alle vergegenwärtigten historischen Zeiträume und Epochen zugleich ihre An- und Abwesendheit beanspruchen? Pütz zeigt dem Leser, wie eine mythische Erzählstruktur zu einem heute vertretbaren poetischen Prinzip wird.

Während Min Suk Choe Berührungspunkte von europäischer und ostasiatischer Kultur an strukturell ähnlichen literarischen Mythosbearbeitungen in Korea und Deutschland nachweist, befassen sich zwei Aufsätze mit den Möglichkeiten jüdischen Selbstverständnisses und den Formen jü-

discher Identitätsbildung im Deutschland des 20. Jahrhunderts. In Horst Denklers Beitrag über die Literatur der NS-Zeit wird – vor allem an Texten ehemaliger Frontsoldaten – gezeigt, auf welche Weise ein außerliterarischer Diskurs wie politische Propaganda auf Fiktionstexte einwirken kann. Um zu zeigen, wie weit der Demokratiedanke in der Literaturwissenschaft reicht, wurde auch ein komparatistischer Beitrag aufgenommen, der sich die trügerische Wahrheit der Bilder in der Filmproduktion nach Auschwitz zum Thema macht.

In dieser Festschrift wird auf sehr überzeugende Weise präsentiert, in welchem Verhältnis Literatur und Demokratie stehen können. Es geht nicht um eine Begrenzung auf Politisches, sondern darum, daß neben Poetik und Poetologie auch Diskurstheorie, Kulturwissenschaft, Komparatistik und Geschichtsschreibung zu Wort kommen sollen. Wer das außer Acht läßt, verkürzt die Literaturwissenschaft um Wesentliches. Neben einem Geburtstagsgruß zu Hartmut Steineckes 60. ist der Band ein Gesprächsangebot und eine Einladung zum kritischen Dialog.

*Pál Kelemen (Budapest)*

**Ágel, Vilmos: Valenztheorie.**  
**Tübingen: (= Narr Studienbücher, 2000) 300 S.**

Seit Anfang der 90er Jahre hat sich Vilmos Ágel in einschlägigen theorie- und methodenkritischen Beiträgen um das Vorantreiben einer neuen Grundsatzdiskussion in der Valenztheorie

verdient gemacht. Der vorliegende Band nun synthetisiert die eigene Sicht auf das Phänomen der Valenz und dessen Diskussion seit den 80er Jahren insgesamt. In besonderer Weise wird

dabei sichtbar, dass sich der Begriff der Valenz in seiner Extension enorm erweitert hat und es an der Zeit ist, Phänomene, die mit dem Begriff der Valenz belegt werden, zu differenzieren und zu explizieren. Die Motivation für eine Grundsatzdiskussion sieht Ágel in der Entdeckung „gefährliche(r) ‚Verwerfungen‘ im valenztheoretischen Fundament“ (S. 9), das sich vor allem am Deutschen und Französischen orientierte und damit sprachtypologische Gesichtspunkte kaum reflektierte bzw. vernachlässigte. Aber auch Fragen nach den Relationen oder Bindungen im Satz, die der Begriff der Valenz impliziert, oder nach der strukturellen Realisierung von Ergänzungen und der Valenz im Text scheinen bis heute nicht zufriedenstellend geklärt, obwohl sie als zentrale Aufgaben bereits aus der Tesnière'schen Dependenzgrammatik ableitbar sind. Ágels Nachdenken über Valenz mündet in zwei Theorien, mit denen gleichzeitig eine Differenzierung des Valenzbegriffs erfolgt: „Valenzpotenztheorie“ und „Valenzrealisierungstheorie“. Die Valenzpotenztheorie fragt nach dem Status relationaler Valenzträger und ihrem Aktantenpotential, die Valenzrealisierungstheorie diskutiert Probleme von Valenz und Sprachstruktur und Valenz im Text (vgl. Kapitel 5, S. 105).

Ágel selbst ist zuzustimmen, wenn er seine „Valenztheorie“ als „eine versteckte Einführung in das grammatische Denken“ (S. 10) charakterisiert. Die gesamte Darstellung lässt sich inhaltlich davon leiten, dass eine Einzelsprache heterogen und Resultat der kreativen Beschaffenheit menschlichen Denkens ist, sich aber auch frucht-

bringender mit dem Blick auf die Typik ihrer Struktur erklären lässt. Methodisch stellt Ágel in konsequenter Weise den Aspekt der Operationalisierbarkeit grammatischer Erscheinungen in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Überzeugend und profund wird die Ausgangslage grammatischer Fragen geklärt, zum grammatischen Problem hingeführt, es werden treffende und anschauliche Beispielanalysen vorgeführt, Thesen und Typisierungen grammatischer Phänomene abgeleitet. Ein derartig konsequentes Vorgehen befördert Nachvollziehbarkeit – auch für Studierende – und regt, unterstützt durch sinnvoll ergänzende Anmerkungen, zum Weiterdenken an.

Teil I seines Buches versteht Ágel als Einführung in die Valenztheorie und als Anstoß zum Nachdenken über vernachlässigte Gegenstände, über die aber auch ein bestimmter Stand der Reflexion zu verzeichnen ist. Ziel der Diskussion in Teil I ist es, die Notwendigkeit der Unterscheidung von Valenzpotenztheorie und Valenzrealisierungstheorie zu begründen. Ágel spannt einen interessanten Bogen der Geschichte der Valenzidee vom Mittelalter über Johann Werner Meiner bis hin zu Karl Bühler, den er in besonderer Weise als Wegbereiter der assoziativen, außereinzelsprachlichen bzw. logisch-semantisch orientierten Valenztheorie oder der Kasustheorie herausstellt. Tesnière wird als derjenige gewürdigt, der als erster die grammatische Teiltheorie ausgearbeitet hat (vgl. S. 45). Kapitel 3 liefert auf der Grundlage einschlägiger wissenschaftlicher Arbeiten eine exakte Systematik und Differenzierung der Begriffe

‚Rektion‘, ‚Dependenz‘ und ‚Valenz‘. Ágels Vorgehen resultiert dabei aus der immer wieder anzutreffenden Gleichsetzung und ungenügenden Reflexion der Begriffe. Auf der Grundlage der Merkmale ‚Intension‘, ‚Typ des Rektums‘, ‚Typ des Regens‘ werden Rektionstypen hergeleitet und in Beziehung zu den Begriffen ‚Valenz‘ und ‚Dependenz‘ gesetzt. Im Verständnis des Gesamttextes erweist sich gerade die Systematisierung der Rektionstypen (lexikalisch-funktional, kategorial-funktional, lexikalisch-kasusformal, kategorial-kasusformal, lexikalisch-statusformal, kategorial-statusformal, vgl. S. 56) als unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt in Probleme der Valenz und Dependenz einzuführen, aber auch für die Klärung von Fragen im Kontext des Status des Subjekts (s. Kapitel 4), der Valenzrelationen oder von Mikro- und Makrovalenz.

Valenzpotenz und Valenzrealisierung (Teil II) sind nicht erklärbar ohne einen Standpunkt zu Status und Umfang verbaler Valenzträger (vgl. Kapitel 6.1 und 6.2). Ausgangspunkt für die genannten Kapitel bildet Ágels Auffassung, dass Sprachzeichen grundsätzlich polysem (= mehr als eine Bedeutung habend) seien (vgl. S. 113). Eine solche, weite Bestimmung von Polysemie würde Mehrdeutigkeit und Vagheit sowie die Dynamisierung von Bedeutungen in der Bildung von stereotypen Merkmalsbündeln einschließen. Es stellt sich die Frage, ob vor dem Hintergrund der Ausweitung des gegenwärtigen Polysemiebegriffs überhaupt eine Differenzierung in System-Valenzträger (strukturell und ein-

zelsprachlich) und Norm-Valenzträger, die Ágel ausdrücklich fordert (vgl. S. 122), möglich wird. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es wäre schwer nachvollziehbar, dass dann auch das Sprachzeichen *verwerfen* (ablehnen) polysem sein soll. Ágels Diskussion der Valenzträger-Problematik schließt eine ausführliche Gegenüberstellung von Alternanten und Varianten sowie ihrer Beziehungen zueinander ein. Sehr deutlich arbeitet er heraus, wie problematisch die Abgrenzung von Varianten eines Valenzträgers in Einzelfällen sein kann. Noch nicht geklärt ist auch die Frage, wie Valenzunterschiede der Varianten eingefangen werden könnten (vgl. S. 129). Als produktiv und vielversprechend bewertet Ágel das Konzept der Grundvalenz, mit dem eine Erklärung von dynamischen Valenzprojektionen möglich erscheint. Den Umfang des Valenzträgers sieht Ágel aufs Engste mit der Festlegung des Aktantenpotentials verbunden. Die aufschlussreiche Differenzierung von Reflexivität und Medialität erweist sich dabei als besonders relevant, um zu einer Valenzträger-Typologie zu gelangen, deren eine theoretisch und empirisch fundierte Valenz-(potenz)theorie bedarf.

Kapitel 7 bildet insofern einen zentralen Abschnitt der Valenztheorie Ágels‘ als die Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben die Notwendigkeit der sauberen Unterscheidung zwischen Valenzbegriff(en), Valenzrelation(en) und Valenztest voraussetzt (vgl. S. 169). Ágel definiert: „Unter einem Valenzbegriff ist eine geordnete Menge von Valenzrelationen zu verstehen, wobei ein Valenzbegriff na-

türlich auch mit einer einzigen Valenzrelation identisch sein kann. Wenn wir nun davon ausgehen, dass eine Valenzrelation eine spezifische Art von Relation zwischen einem VT und einem Aktanten ist, dann ist es denkbar, dass (a) ein Aktant nicht nur eine einzige Valenzrelation zu einem VT eingeht und dass (b) verschiedene Aktanten desselben VT nicht unbedingt in derselben/denselben Valenzrelation(en) zum VT stehen" (S. 170). In Anlehnung und in Auseinandersetzung mit den Jacobs'schen „Begleiterbindungsbeziehungen" (vgl. Jacobs, Joachim 1994. Kontra Valenz. Trier: WVT (= Focus 12)) bestimmt Ágel dann die folgenden Valenzrelationen:

1. NOT (Ermittlung durch Eliminierungstest): Der NOT-Status von Konstituenten kann unterschiedlich begründet sein. Ágel verweist u. a. auf die produktive Unterscheidung von SYN-NOT, TEX-NOT, KOM-NOT und SEM-NOT bei Storrer. Sie könnte beispielsweise für die Überprüfung von Ágels Position von Relevanz sein, dass kein Substantiv über die Valenzrelation ‚Notwendigkeit‘ verfügt (vgl. S. 64), wenn möglicherweise die Auffassungen von der lexikalischen Kategorie Substantiv divergieren.

2. FOSP (Test durch Ersatz- oder Kommutationsprobe): Die formale Spezifität repräsentiert die klassische Realisierung der Valenzidee, wobei die Rektion valenztheoretisch fruchtbar gemacht werden kann, indem die Formmerkmale von präpositionalen und nichtpräpositionalen Konstituenten mit dem (Un)Vorhersagbarkeitskriterium verbunden werden. Nach

Breindl (Breindl, Eva 1989. Präpositional-objekte und Präpositional-objektsätze im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 220): 33 ff.) und Ágel liegen die Stufen zwischen einzelverbspezifisch nicht vorhersagbar und wortklassenspezifisch vorhersagbar (Subjektskonstituente).

3. INSP (Test von Selektionsmerkmalen durch Ersatzprobe, Test der Rollen-Verträglichkeit eher unklar): In vielen valenztheoretischen und empirischen Darstellungen wird die Relation der inhaltlichen Spezifität bisher als semantische oder selektionale Valenz bezeichnet, wobei Selektionsmerkmale und semantische Rollen als zwei Typen von Inhaltsmerkmalen (vgl. S. 183) zu verstehen sind. Mit dieser Relation wird der Tatsache Rechnung getragen, dass zwischen FOSP-Mustern und INSP-Mustern keine 1:1-Beziehung besteht.

4. SUBKLASS (Substitutionstest): Die Relation der Subklassenspezifität fasst Ágel nicht nach Jacobs. Er sieht diese Relation als primäre oder zentrale Valenzrelation, die auf Sprachwissen basiert, da Ergänzungsklassen nicht mit beliebigen Valenzträgern vorkommen, Angaben-Klassen jedoch schon. Ein Beispiel für die Exaktheit, mit der Ágel die Valenzrelationen auf der Folie seiner Typisierung der Rektionsbegriffe hinterfragt, bildet die Problematisierung des valenztheoretischen Status von SUBKLASS. SUBKLASS ist nach Ágel nicht einfach eine Konverse von FOSP, sondern als eine lexikalisch-funktionale Rektionskonverse zu identifizieren, was FOSP

nicht ist. SUBKLASS erhebt Ágel mit Konsequenz in den Status einer Dependenzrelation.

Zwei weitere Valenzrelationen werden in Ágels „Valenztheorie“ (vgl. auch Kapitel 7.2) problematisiert: Argumenthaftigkeit (ARG) und Assoziativität (PRÄSUPP). Und in der Tat entziehen sich diese Relationen in stärkerem Maße den Prinzipien der Operationalisierbarkeit als es für grammatisch-strukturelle und grammatisch-einzelsprachliche Phänomene der Fall ist. Nach meinem Dafürhalten sollte sich die Diskussion der Valenzrelationen ARG und PRÄSUPP mit einer Diskussion und Nutzbarmachung von Erkenntnissen der Kognitiven Psychologie zu Wissen und Wissenskonfigurationen und der Psycholinguistik zum Lexikerwerb – Ágel hat darauf verwiesen (vgl. S. 8) – fruchtbringend verbinden lassen. Gleichfalls scheint damit eine Problematisierung in der „Valenztheorie“ aufgeführter Lexikalierungs- und Grammatikalisierungspfade einherzugehen, die aus der weit verbreiteten Annahme resultieren, „dass Semantik semantisierte Pragmatik“ sei. Wahrnehmung, Informationsverarbeitung, Konstruktionen von und Perspektiven auf die Welt fließen sehr wohl als konzeptuelle Strukturen in sprachlich-semantische und grammatische Strukturen ein (vgl. auch den Begriff der Medialität S. 150).

Kapitel 8 und 9 sind dem Problem der Valenzrealisierung gewidmet, wobei Kapitel 8 das Modell der strukturellen Valenzrealisierung und die Aufgaben der strukturellen Valenzrealisierungsforschung umreißt. Ágel arbeitet überzeugend heraus, dass die typologische Beschreibung der Einzelsprache Konsequenzen für eine Valenzrealisierungstheorie bedeutet. Dazu geraten die Ansätze der Mikro- und Makrovalenz, der Markiertheit und Unmarkiertheit, sowie der Valenzsimulation in den Blick.

Das Buch schließt im Kapitel 9 mit dem Problem der Valenzrealisierung im Text, das vor allem mit der dringend notwendigen Präzisierung des Begriffs der Fakultativität verbunden wird. Ágel macht deutlich, dass Weglassbarkeit nicht mit Fakultativität gleichzusetzen ist. Fakultative Valenzrealisierung fasst Ágel als in der Regel konstruktionsspezifische Wahlfreiheit, die kategorial oder lexikalisch sowie Hörer- und Sprecherorientiert pragmatisch gesteuert ist.

Jedes Kapitel der „Valenztheorie“ wartet am Ende mit anspruchsvollen Aufgaben und Problemstellungen auf, das Sachregister ermöglicht eine sehr gute Orientierung für die Leser.

*Christina Gansel (Greifswald)*

**Augst, Gerhard: Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In Zusammenarbeit mit Karin Müller, Heidemarie Langner und Anja Reichmann. Tübingen: Niemeyer, 1998. 1687 S.**

Jahrzehntelange Vorarbeiten Gerhard Augsts haben als beeindruckendes Ergebnis das erste deutsche Wortfamilienwörterbuch (WFWB) hervorgebracht. Es drängt sich dabei die Frage auf, wie das uns vorliegende lexikographische Werk in der Wörterbuchlandschaft einzuordnen ist. Da es im Rahmen einer Rezension nicht möglich ist, alle Facetten des 1687 Seiten umfassenden Werkes angemessen zu behandeln, werde ich im Folgenden nur auf diesen Aspekt eingehen. Der Schlüssel zum Verständnis von Titel, Konzeption, Organisation und Zweck des vorliegenden Wörterbuches liegt im Begriff der Wortfamilie (WF). Der besondere Status des WFWB leitet sich aus dem Umstand ab, dass sein konzeptueller Grundbaustein für den einschlägig nicht vorinformierten Rezipienten äußerst vage ist, zumal sich der „normale“ Sprachteilhaber bei seiner Dekodierung nur auf seine „synchrone etymologische Kompetenz“ stützen kann, d.h. auf die Fähigkeit, komplexe Wortstrukturen aufgrund ihrer relativen Motiviertheit zueinander in Beziehung zu setzen und in ihre morphologischen Bestandteile zu zerlegen (vgl. S. IX und X). Der Schlüsselbegriff des WFWB ist deswegen entweder aus wörterbuchexternen fachwissenschaftlichen Quellen oder aus den dem Hauptteil des Wörterbuches vorangestellten Erläuterungen zu erschließen. Umso merkwürdiger erscheint die verzögerte explizite Einführung des WFBegriffes, der erst auf S. VII in Be-

zug auf „die Ordnung nach Wortfamilien“ erwähnt und wie folgt beschrieben wird: „z.B. alle Wörter mit dem Stamm ‚fahr(en)‘.“ Auf S. VIII wird weiter präzisiert: Das WFWB soll demnach „die heutigen Wortfamilien darstellen auf der Grundlage der relativen Motiviertheit, wie sie der ‚normale‘ Sprachteilhaber sieht, nicht jedoch historische Zusammenhänge, wie sie die Sprachhistoriker beschreiben.“ Ziel des Herausgebers ist es, „den zentralen Wortschatz“ (S. IX) der deutschen Gegenwartssprache durchgehend auf der Grundlage von Wortfamilien als Organisationsprinzip zu erfassen. Durch die Berücksichtigung der durch Wortfamilien gestifteten Ordnung sollen die in strikt alphabetisch angelegten semasiologischen Wörterbüchern weitgehend verdeckten Relationen zwischen Wortstrukturen transparent gemacht werden. Die Anordnung der Stichwörter erfolgt nämlich nicht strikt alphabetisch nach Wortanfangsbuchstaben, sondern alphabetisch nach WFKernwörtern als Spitzenlemmata.

Augst lässt sich angesichts der tiefen fachwissenschaftlichen Verankerung seines WF-Konzeptes durch das Prinzip der zunehmenden Komplexität und der Exemplifizierung an Beispielen leiten, was sich außer in der hinausgezögerten expliziten Definition des Schlüsselbegriffes auch im Aufbau des Werkes spiegelt: Dem alphabetischen Teil des WFWB sind als Orientierungshilfen mit unterschiedlichen Funktionen Kurzanleitung, Vorwort

sowie ausführliche Benutzungshinweise vorangestellt. Das „Verzeichnis der produktiven Affixe und Partikeln“ ist als Nachspann ebenfalls aus dem Hauptteil ausgegliedert und bekommt dadurch bei der Ermittlung und Identifizierung von WF wichtige Funktionen zugewiesen. Der einführend-benutzerorientierende Teil des Wörterbuches ist in seiner Gesamtheit übersichtlich gestaltet, didaktisch hervorragend aufbereitet und stellt den gelungenen Versuch dar, zwischen Experten- und Laienwissen eine Brücke zu schlagen. Besonders hervorzuheben ist, dass dabei weder hochmütig gefachsimpelt noch herablassend simplifiziert wird. Findet man ein bestimmtes Wort trotz gezielter und gut geplanter Suche doch nicht, so sind daran sicher nicht Vorwort und Benutzeranleitung schuld. Ihre genaue Lektüre ist angesichts der hohen Informationsdichte und der Komplexität der Mikrostruktur unbedingt zu empfehlen. Es ist jedoch nicht nachvollziehbar, warum die Verzeichnisse der produktiven Affixe und Partikeln zweimal gebracht werden, dazu noch mit leicht abgewandelten Überschriften bei identischem Inhalt. Befremdend ist außerdem, dass zwar alle Präfixe, Partikeln und Verbzusätze in einem Verzeichnis aufgelistet sind, eine Entsprechung dazu bei den Suffixen jedoch fehlt. In einer Neuauflage müsste diese Lücke unbedingt geschlossen werden. Da auch die in der Gegenwartssprache nicht mehr produktiven Suffixe wichtige wortschatzstrukturierende und mnemotechnische Funktionen übernehmen können, würde ihre Auflistung zur Verbesserung der Benutzbarkeit beitragen.

Als Materialbasis wurde das 1984 in Berlin erschienene „Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ von Kempcke ausgewählt, weil es mit seinen ca. 60.000 Stichwörtern einen mittleren Umfang hat und somit den von Augst anvisierten „zentralen Wortschatz“ (S. IX) umfasst. Nach Aussortierung der DDR-spezifischen Wörter und Bedeutungserläuterungen haben dann nahezu alle diese 60.000 Wörter im WFWB Aufnahme gefunden. Ergänzend wurden auch noch andere Bedeutungswörterbücher hinzugezogen. Semasiologische Wörterbücher als Materialgrundlage führen erwartungsgemäß zu vielen Familienähnlichkeiten; so werden hier bei den einzelnen Wörtern ähnliche Informationen wie in Bedeutungswörterbüchern geboten, mit dem einzigen Unterschied, dass durch die explizite Markierung von Wortstrukturzusammenhängen bestimmte semantische Angaben im WFWB eingespart werden konnten.

Meine grobmaschige Skizze zur Statusbestimmung des Wörterbuches soll noch durch einige weitere Daten abgerundet werden. Das WFWB enthält ca. 60.000 Wörter und Artikel zu ca. 8.000 Wortfamilien, so lassen sich mit seiner Hilfe interessante Strukturzusammenhänge im deutschen Wortschatz herausstellen. Der Umfang der einzelnen WF variiert zwischen Ein-Wort- und 500-Wort-Familien, zum Anteil der wortstrukturell und motivationsmäßig isolierten Lexikoneinheiten werden aber leider keine genauen Angaben gebracht. Durch die systematische Auswertung der Strecke C lässt sich Folgendes zur Verteilung

der Ein-Wort- und Mehrwort-Familien beobachten: Unter den insgesamt 119 Stichwörtern gibt es 55 prototypische Wortfamilien, d.h. solche mit zumindest zwei Mitgliedern, 4 Stichwörter zu Wortteilstrukturen, die nur in einer einzigen Wortstruktur vorkommen können, und einen Artikel zu dem Suffix *-chen*; bei den restlichen 59 Stichwörtern handelt es sich dagegen um isolierte Lexeme, die wortstrukturmäßig zu keinen anderen Lexemen der deutschen Sprache in Beziehung gesetzt werden können, die also als einsame Singles dastehen. Der überproportional hohe Anteil der Ein-Wort-Familien lässt sich durch Stichproben auch für andere Strecken belegen. Somit dominiert streckenweise der Bedeutungswörterbuchcharakter. Ungünstig dabei ist, dass die isolierten Lexeme nicht deutlich erkennbar als solche gekennzeichnet sind, so kommt es zu einer Amalgamierung von zwei Wörterbuchtypen. Stichprobenartige Nachschlageversuche sowie ein flüchtiger Vergleich mit der 1997er Auflage von Langenscheidts Großwörterbuch DaF (LG DaF) zeigen, dass viele allgemein gebräuchliche Zusammensetzungen und Ableitungen, darunter vor allem die Neologismen, im WFWB keine Aufnahme gefunden haben. LG DaF stellt mit seinen ca. 66.000 Stichwörtern und Wendungen sowie mit seinen über 30.000 Zusammensetzungen eine gut geeignete Vergleichsbasis dar. In LG DaF findet man zu *Computer* 17, zu *Ozon* 5 und zu *Recycling* 4 komplexe Wörter, während im WFWB nur die völlig vereinsamten Singles *Computer* und *Ozon* verzeichnet sind. Daraus wird ersichtlich, dass die Ein-

Wort-Artikel des WFWB bei der Vorbereitung einer Neuauflage genau daraufhin überprüft werden sollten, ob es zu ihren Kernwörtern nicht doch geläufige Ableitungen und/oder Zusammensetzungen gibt. Die isolierten Lexeme der ersten Auflage sollten danach entweder zu richtigen Wortfamilien ausgebaut oder aus dem WFWB verbannt werden. Der dadurch frei gewordene Raum könnte für die Aufnahme standardsprachlich gebräuchlicher komplexer Wortstrukturen genutzt werden.

Fazit: Aufgrund von Konzeption, Organisation und Materialbasis nimmt das neue Mitglied in der Großfamilie der Wörterbücher eine Zwischenstellung ein zwischen herkömmlichen alphabetischen Bedeutungswörterbüchern und Morpheminventaren, wobei das alphabetische Prinzip und die Leitidee der relativen Motiviertheit abwechselnd dominiert. Tritt das Organisationsprinzip der WF in den Vordergrund, kommt damit der metakommunikativen Reflexion eine maßgebende Rolle zu. Das bedeutet, dass der potentielle Rezipient des WFWB über ein besonderes Interesse an Sprachreflexion sowie über fachspezifische Kenntnisse verfügen muss. Voraussetzung für die erfolgreiche Benutzung der WFdominierten Teile des Wörterbuches ist außerdem zumindest ein near-native-speaker-Niveau in der Beherrschung der deutschen Gegenwartsprache, wobei die gründliche Kenntnis von Polysemierelationen und Wortstrukturzusammenhängen unumgänglich ist.

Rita Brdar-Szabó (Budapest)

**Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000 (= Sammlung Metzler 326). 195 S.**

Neben zwei jüngst im Reclam- und Suhrkamp-Verlag erschienenen Studienausgaben zu Ödön von Horváths Roman „Jugend ohne Gott“ liegt nun in der Sammlung Metzler eine aktuelle Horváth-Monographie vom Grazer Germanisten Kurt Bartsch zum 100. Geburtstag des Autors vor. Horváth, der sich selbst als eine „typisch alt-österreichisch-ungarische Mischung“ mit magyarischem Namen, ungarischem Paß und deutscher Muttersprache bezeichnete (vgl. Horváth, „Kommentierte Ausgabe“, XI, S. 184), wurde während seines kurzen Lebens mit wenigen Auszeichnungen bedacht. Der Kleist-Preis, den er auf Betreiben von Carl Zuckmayer 1931 erhielt, blieb lange über seinen tragischen Tod im Jahre 1938 hinaus die einzige offizielle Würdigung seines literarischen Werks. Selbst nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes, das Horváths Werke mit Aufführungs- und Publikationsverbot belegt hatte, dauerte es fast noch zwei Jahrzehnte bis seine Bedeutung schließlich (wieder)entdeckt wurde. Die Voraussetzung für den ab den sechziger Jahren regelrecht einsetzenden „Horváth-Boom“ (Gisela Günther) lieferte 1961 der spätere Horváth-Biograph Traugott Krischke mit der Herausgabe einer ersten Auswahl von neun Stücken im Rowohlt-Verlag. Plötzlich war Horváth zu einem Autor avanciert, der auf allen wichtigen Bühnen des deutschsprachigen Raums gespielt wurde.

Den Grund für das massive Interes-

se an Horváths Werk ab den sechziger Jahren verortet Kurt Bartsch im Kontext der Faschismus-Debatten und der Studentenbewegung. Zunehmend wurde die gesellschaftliche Relevanz von Literatur und Theater eingefordert, „die man in Horváths Volksstücken mit ihrer Analyse des falschen, für den Faschismus anfälligen Bewusstseins des Kleinbürgertums der zwanziger und dreißiger Jahre geradezu beispielhaft gegeben sah“ (S. 1). Als 1970/71 die „Gesammelten Werke“ des Autors in einer vierbändigen Dünndruckausgabe bei Suhrkamp erschienen, setzte auch verstärkt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Horváths Werk ein, die anfangs vor allem soziologisch und sozialpsychologisch ausgerichtet war. In den achtziger Jahren ließ die Bühnenpräsenz zwar deutlich nach, doch zeugen 14 einer auf 15 Bände geplanten „Kommentierten Werkausgabe“ und fünf weitere von Traugott Krischke herausgegebene Materialienbände von der anhaltenden Aktualität des Autors (S. 3). Wurde Horváth laut Kommentar von Birgit Schulte zuerst „verschwiegen“, dann „gefeiert“, schließlich „glattgelobt“, so setzte im letzten Jahrzehnt – ohne die Qualität seines Werks in Frage zu stellen – eine durchaus kritische Auseinandersetzung mit dem Autor ein, die seine Kollaborationsversuche mit der nationalsozialistischen Filmindustrie oder Regressionstendenzen im Spätwerk verstärkt thematisierte.

Kurt Bartsch, der sich bereits Mitte

der siebziger Jahre mit der Herausgabe eines Sammelbandes an der aufkommenden „Horváth-Diskussion“ beteiligte, legt nun ein Vierteljahrhundert später eine komplexe Übersicht über das Bühnen- wie Prosawerk des Autors vor. Die Annäherung an Autor und Werk erfolgt dabei auf traditionellem Wege. Neben dem einführend dargelegten Forschungsstand zur Horváth-Rezeption leitet ein knapper biographischer Abriss, der im wesentlichen den Spuren des Horváth-Biographen Traugott Krischke folgt, zur eigentlichen Werkanalyse über, die im Mittelpunkt des Buches (157 Seiten) steht. Bartsch verfährt bei seiner Darstellung streng historisch-chronologisch und gattungstypologisch. Die Akzentsetzung erfolgt nach einem dreiteiligen Gliederungsschema: „Das frühe Werk (bis 1925)“ mit den ersten literarischen Versuchen, „Das literarische Werk 1926–1933“, bei dem sich die Herausbildung der künstlerischen Eigenständigkeit zeigt und „Das literarische Werk 1933–1938“, wo sich mit der nationalsozialistischen Machtübernahme ein Übergang von den gesellschaftskritischen Volksstücken hin zum mehr metaphysisch geprägten Spätwerk ansetzen lässt. Im Zentrum der Analyse steht die Interpretation der einzelnen Werke unter sensibler Einbeziehung ihrer Wirkungsgeschichte. Gestützt auf zahlreiche sekundärliterarische Referenzen bietet die detaillierte und zugleich prägnante Besprechung der Texte eine Gesamtschau der aktuellen Horváth-Forschung. Dabei konzentriert sich Bartsch nicht nur auf die bekannten Volksstücke und Prosatexte

Horváths, sondern präsentiert auch die bisher kaum beachteten frühen Gedichte und Dramenprojekte mit eben solcher Aufmerksamkeit. Problematisch erweist sich für den Verfasser die wissenschaftliche Einordnung gewisser Schriften aufgrund der schwierigen Textsituation des Œuvres. Zu Horváths Lebzeiten erschienen lediglich „Das Buch der Tänze“ (1922), die Dramen „Italienische Nacht“ (1930) und „Geschichten aus dem Wiener Wald“ (1931) sowie die Romane „Der ewige Spießler“ (1930), „Jugend ohne Gott“ (1938, Auslieferung schon 1937) und „Ein Kind unserer Zeit“ (1938). Andere geplante Veröffentlichung, wie etwa die Stücke „Kasimir und Karoline“ und „Glaube Liebe Hoffnung“ waren unter dem nationalsozialistischen Regime in Deutschland nicht mehr möglich. Auch die Herausgabe der bereits erwähnten vierbändigen Dünndruckaussage von 1970/71 brachte aufgrund ihrer „Schludrigkeit“ keine verlässliche Textgrundlage, wie Bartsch betont (S. 173). Erst der vierzehnbändigen „Kommentierten Werkausgabe“ aus den achtziger Jahren gesteht der Grazer Germanist mehr Vollständigkeit und eine verbesserte Textgestalt zu, bezeichnet sie allerdings aufgrund des fehlenden Registers, das vermutlich für den nicht mehr erschienen Band 15 geplant war, als wenig benutzerfreundlich (S. 175).

Wegen dieser prekären Textsituation des Horváthschen Œuvres lässt sich nach Ansicht des Verfassers „ein systematisches Theoriegebäude“ der Horváthschen Arbeiten nur mit großen Schwierigkeiten rekonstruieren (S. 32).

Obwohl keine „elaborierten theoretischen Schriften“ von Horváth überliefert sind, zweifelt Kurt Bartsch im Gegensatz zu Urs Jenny (vgl. U. J.: „Horváth realistisch, Horváth metaphysisch“. In: Akzente 18 (1971), S. 292) nicht daran, dass Horváth „bewußt arbeitete“ (S. 32f.). Diesen theoretischen Überbau, den Horváth nicht wie etwa sein Zeitgenosse Bertolt Brecht explizit thematisiert hatte, sieht Bartsch in zahlreichen „Äußerungen des Autors eingeschrieben, die, wie rudimentär auch immer, Reflexionen über poetologische und wirkungsästhetische Probleme, über die Volksstücktradition sowie über soziologische Fragen erkennen lassen“ (S. 33).

Dieser poetologischen Grundesenz des Horváthschen Werkes spürt Bartsch im Abschnitt „Das literarische Werk 1926-1933“ in Unterkapiteln mit den Stichworten „Kleinbürgertum“, „Demaskierung des Bewußtseins“, „Bildungsjargon“, „Erneuerer des Volksstücks“ nach (S. 33-48). Um die Konzeptschwäche Horváths zu widerlegen, greift Bartsch wiederholt die vom Autor verfasste und in der Sekundärliteratur viel strapazierte „Gebrauchsanweisung“ zum Volksstück „Kasimir und Karoline“ auf, in der sich Horváth als „treuer Chronist [s]einer Zeit“ zu verstehen gibt, dem es vorrangig um die „Demaskierung des Bewußtseins“ des Kleinbürgertums ging. Nicht zuletzt mit diesem Exkurs zu den

poetologischen Grundlagen von Horváths Schaffen bietet Bartsch eine ingeniose Zusammenfassung der bereits kanonisierten Interpretationsansätze und liefert damit dem Lehr- und Studienbetrieb eine unentbehrliche Orientierungsgrundlage für die Auseinandersetzung mit Horváths Werk. Gleichzeitig verweist dieser Abschnitt aufgrund seines Sonderstatus auf unumgängliche Defizite eines rein chronologischen und werkzentrierten Vorgehens, mit dem sich eine systematische Kontextualisierung des Werkes schwer realisieren läßt. Dieser Exkurs veranschaulicht, dass sich mit einer auf produktions- und werkästhetischen Erkenntnissen aufbauenden diskursiven Methode der hermetische Charakter einzelner Werkanalysen aufbrechen und für neue Fragenkomplexe öffnen läßt.

Vorzug der von Kurt Bartsch vorgelegten Horváth-Monographie liegt in der Übersichtlichkeit der Anordnung, in der Gründlichkeit der Analyse und in der Prägnanz der Darstellung. Schon aus diesen Gründen wird das Buch zum unentbehrlichen Standard- und Nachschlagewerk für all jene werden, die sich schnell und zuverlässig über einen vielschichtigen und immer noch neu zu entdeckenden Autor informieren wollen.

*Melitta Becker (Székesfehérvár)*

**Bossinade, Johanna: Poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000 (= Sammlung Metzler 324). 220 S.**

Ein Resümee poststrukturalistischer Literaturtheorien etwa als Monographie über eine Epoche des literaturtheoretischen Denkens? Eine summarische Studie oder vielleicht als Orientierungshilfe gedacht? Man begegnet bei der Lektüre von Johanna Bossinades Buch zu Recht den die Gattungszugehörigkeit betreffenden Dilemmata dieser Art. Gemeinsam aber ist diesen jüngsten Einführungen und Abhandlungen zum Thema, dass sich in ihnen das Abklingen einer literaturtheoretischen Periode abzeichnet. Die diesbezügliche „Wehmut“ des Lesers wird jedoch von jener heiteren Erkenntnis übertroffen, dass auch diese bisher keinen Überblick bis hin zur Vereinheitlichung von Perspektiven gebracht haben, und dass das teilweise bewusst hervorgebrachte Labyrinth poststrukturalistischer Begriffe keineswegs mit eindeutigen Bedeutungen und Definitionen zu erschöpfen ist. Die Verstrickung in poststrukturalistische Lektüren führt allerdings zur beruhigenden Einsicht, dass sich die Ansprüche umfassender und vielversprechender Verstehensversuche mit deren Möglichkeitsspektrum nicht vereinbaren lassen, und dadurch die Überlebenschancen der Theorie – die ihren Zenit überschritten zu haben scheint – erhöhen.

Ungeachtet dieser Bedenken, die sich wohl dem mit Selbstreflexivität sparsam umgehenden Pragmatismus einer Einführung verdanken, strebt Johanna Bossinade eine holistische Darstellung poststrukturalistischer Li-

teraturtheorie(n) an. Der Titel weist eindeutig darauf hin, daß die aufgeführten Ansätze unter einem bestimmten Aspekt als eine Theorie zu betrachten sind, welche einige gemeinsame Voraussetzungen unbestreitbar impliziert. Da sich aber die gemeinsamen Voraussetzungen einer Theorie entweder nur im Allgemeinen (z. B.: die These der Selbstreferentialität von Texten) oder als kritische Sichtungen strukturalistischer Konditionen artikulieren, liegen die Schwachpunkte des Ansatzes auf der Hand. Der Band wendet sich allerdings an einen breiten Leserkreis, er sucht nicht nach richtungsweisenden Initiativen, sondern nach Orientierungspunkten im Gewirr der Lektüren. Diesem Verlangen gemäß widmet die Autorin diesen Band dem präventösen Versuch, die poststrukturalistischen Literaturtheorien von den strukturalistischen Wurzeln her zugänglich zu machen bzw. in erster Linie auf Saussure und Freud basierend aufzurollen.

Der Band wird nach strengen organisatorischen Prinzipien gegliedert, nach denen die poststrukturalistische Literaturtheorie als Geschichte, Theorie und Methodologie dargeboten wird. Die Autorin behandelt im ersten Teil ihrer Studie die Geschichte bzw. die deutsche Rezeptionsgeschichte des poststrukturalistischen Ansatzes. Im umfangreichsten, theoretisch-systematischen Teil nimmt sie das am ehesten kanonisierte Segment des Textkorpus unter die Lupe, erläutert die Überlegungen von Derrida, Lacan, Kris-

teva, de Man, Barthes, Irigaray und Cixous thematisch nach zentralen Begriffen (Zeichen, Text, Intertextualität, Metapher, Symbol, Autor). Zum Schluss erörtert sie methodologische Erwägungen, und zeigt, wie die Problematik der hermeneutischen Interpretation von Lektüre- und Diskurskonzepten erwähnter Theoretiker abgelöst wird.

Im ersten kurzen, historischen Teil stellen sich vor allem drei Fragen: Wie ist der Poststrukturalismus zu charakterisieren? Wie ist er entstanden? Wie ist er in Deutschland rezipiert worden? Die Autorin kommt in ihrer Studie fortwährend auf die erwähnten Fragen zurück und präsentiert den Poststrukturalismus als eine semiotisch orientierte Denkrichtung, welche sich vor allem im Bereich der Semiologie, Psychoanalyse und Sprachphilosophie durchgesetzt hat. Sie belegt plausibel, wie die Kritik des sprachlichen Zeichens – welche vorwiegend auf den erwähnten Wissensfeldern erfolgt – tendenzielle Veränderungen auch im literaturtheoretischen Denken bewirkt. Allerdings läuft sie Gefahr, die richtungsweisenden literaturtheoretischen Bestrebungen ausschließlich auf die Kontroverse mit strukturalistischen Positionen zurückzuführen. In ihren Erklärungen beharrt die Autorin vielleicht allzu sehr darauf, dass die poststrukturalistische Literaturtheorie dem Strukturalismus entstamme. Diesem Standpunkt ist es auch zuzuschreiben, dass die anfängliche Frage nach dem „Wie?“ allmählich zugunsten des unbeweglichen „Was?“ verschwindet. So wird diese Studie zum Zeugnis eines dezidiert aufklärerischen Anlasses, welcher im

Wirrwarr der Begriffe und Anschauungen Klarheit verschafft, den philosophischen Hintergrund poststrukturalistischer Literaturtheorien jedoch vernachlässigt. Diesen Akzenten gemäß findet jene „Geistes-Geschichte“, die sich größtenteils in den Texten abspielt, und unter anderem selbst den Begriff von Geschichte erschüttert, wenig Beachtung. Hinsichtlich der Geschichte überwiegt eher eine Editions- und Rezeptionsgeschichte bzw. chronologische Aufeinanderfolge signifikanter Veröffentlichungen unter Einbeziehung einiger Faktoren des gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes.

Der ausführlichste, zweite theoretische Teil ist eine thematische Sammlung von Kommentaren. Die Ansichten der oben erwähnten Theoretiker werden hier nach zentralen, im Untertitel genannten Begriffen ausgelegt. Die Explikation leitet stufenweise von der Zeichenvorstellung bis zum Text- und Subjektbegriff über, indem die summarisch eingeführten Denkansätze der einzelnen Autoren angeschlossen werden. Den feministischen Positionen – den Ansichten über die „Andersheit“ weiblichen Schreibens, der Verdrängung des Weiblichen der Schrift – wird nachdrückliche Aufmerksamkeit geschenkt, und außerhalb der Ansätze von Cixous, Irigaray und Felman erhalten die einschlägigen Entwürfe deutscher Autorinnen (Christa Bürger, Susanne Lummerding, Susanna Schuller, Irmgard Roebeling usw.) eine ähnlich angemessene Darstellung.

Bei der Entfaltung poststrukturalistischer Zeichen- und Textdynamik dient Saussures Zeichenmodell als Kernvorstellung, auf welche die post-

strukturalistischen Denkansätze als deren Transformationen zurückgreifen. Die anfänglich eingeführten Zeichenkonzepte als Mittelpunkte weiten sich konzentrischen Kreisen ähnlich durch folgerichtige strukturelle Bezüge und Relationen bis zu Intertextualitäts- bzw. Lektüreprojekten aus. So gehen beispielsweise Derridas oft auftauchende Ansätze von den – durch „Schriftspur“, „différance“, „Supplement“ bezeichneten – temporalen Erfahrungen zu Konzepten der „Dissemination“ und „Lektüre“ über. Im Hinblick auf den deutschsprachigen Diskurs ist besonders erfreulich, dass Bossinades Ansatz auch einen Exkurs zu den bedeutendsten, den jeweiligen thematischen Schwerpunkten zugehörigen deutschen Theorien unternimmt. (Manfred Frank, Jürgen Link, Eva Meyer usw.) Zu den primären Vorzügen des Bandes gehört, dass sowohl die relevanten Ansichten als auch die von Gegnern der Theorie ausgemachten Angriffsflächen poststrukturalistischer Überlegungen kurz in Erwägung gezogen werden. Da die thesenhaften Behauptungen der Autorin aber das grenzenlose Spiel der aufgeführten Texte nicht wiedergeben können, geraten sie häufig zu Inhaltsangaben, die aus dekonstruktivistischer Perspektive höchst problematisch sind. Es ist auch zu bedauern, dass hinsichtlich der Bedeutungskonstitution, Intertextualität, Subjektfrage an keiner Stelle phänomenologische Erwägungen oder die philosophischen Lektüren von Hegel, Nietzsche, Marx, Heidegger usw. angeschnitten werden.

Im letzten, methodologischen Teil werden die Hermeneutik und Rezep-

tionsästhetik ablösende poststrukturalistische Lektürekonzepte erörtert. Die unaufhebbare Diskrepanz zwischen den paraphrasierten Theorien – des aufschiebenden Vollzugs der Bezeichnung sowie der subversiven Textdynamik – und der Sprache von Bossinades Abhandlung kommt bei der Entfaltung der Lektürekonzepte markant zum Vorschein. Auf widerspruchsvolles Verständnis poststrukturalistischer Lektüren deuten nebenbei jene kategorischen Aussagen hin, die poststrukturalistische Überlegungen bezüglich der textgestaltenden Prozessualität nicht überzeugend vermitteln. Die reflektierende Aufmerksamkeit, welche nicht nur auf die allgemeine Theorie der konstituierenden Bedeutungen, Tropen oder eher Lektüren konzentriert ist, sondern sich dem Gleiten auf der Signifikantenkette überlässt, stößt auf bedenkenswerte Voraussetzungen. Der Verdacht drängt sich auf, dass die reservierte Haltung der Autorin den angesprochenen Texten gegenüber dem Bedürfnis nach einer transparenten Sprachstruktur entspringt, die es erlaubt, „über etwas zu sprechen“. Diese Annahme berücksichtigend macht es nachdenklich, warum sich die Autorin auf Erläuterungen der Konsequenzen und Begriffe poststrukturalistischer Diskurse sowie auf Erörterungen theoretischer Attitüden beschränkt. Sie verzichtet auf eine zusammenhängende Sichtung, aber unverständlicherweise auch auf einen Selbstkommentar, welcher die Ansprüche des Textes sowie sein Verhältnis zu poststrukturalistischen Lektüren anzudeuten vermöchte.

*Judit Szabó (Szeged)*

**Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt, 1998  
(= Grundlagen der Germanistik 36). 224 S.**

Mit Burgers Band liegt die dritte Einführung in die Phraseologie des Deutschen in den 90er Jahren vor, nachdem Christine Palms Einführung (Palm, Christine 1995: *Phraseologie. Eine Einführung*. Tübingen) und die 2. Auflage von Wolfgang Fleischers *Phraseologie* (Fleischer, Wolfgang 1997: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2., durchges. und erg. Aufl. Tübingen.) erschienen sind. Fleischer hat seine Konzeption von 1982 in der neuen Auflage beibehalten; neu ist nur das zusätzliche Kapitel über die Entwicklung der neueren Forschung. Der vorliegende Band ist gegenüber dem u.a. von Harald Burger herausgegebenen *Handbuch der Phraseologie* (Burger, Harald u. a. 1982: *Handbuch der Phraseologie*. Berlin.) eine vor allem auf der deutschen Sprache basierende Phraseologie, die die neueste Entwicklung der Forschung der seitdem vergangenen Jahre in hohem Maße berücksichtigt. Davon zeugt auch das Literaturverzeichnis, das in erster Linie phraseologische Literatur aus den 90er Jahren enthält. Schwerpunkte der Darstellung sind die Semantik des Phraseologismus und die Verwendung von Phraseologismen in Texten, die zu den wichtigsten Gebieten der modernen Phraseologieforschung gehören. Die Behandlung dieser beiden Bereiche macht ein Drittel des vorliegenden Bandes aus.

Obwohl der Schwerpunkt der Darstellung auf der Phraseologie im engeren Sinne liegt, hält Burger nach

Erkenntnissen der jüngeren Forschung zu Recht keine strikte Abgrenzung zwischen der Phraseologie im engeren und im weiteren Sinne für nötig. Der Verfasser rechnet „jede feste Kombination von zwei Wörtern zur Phraseologie, also auch Ausdrücke wie *an sich, bei weitem, wenn auch, im Nu, so daß*“ (S. 16). Ebenso auf der Grundlage der jüngeren Forschung hebt Burger die Relativität der Festigkeit von Phraseologismen im Vergleich zu früheren Phraseologie-Einführungen deutlicher hervor, wobei Variation und Modifikation als usuelle und okkasionelle Veränderung zu unterscheiden sind.

Im Gegensatz zur Mischklassifikation nach syntaktischen, semantischen und pragmatischen Kriterien im „*Handbuch der Phraseologie*“ verwendet Burger bei der Klassifikation im vorliegenden Buch das einheitliche Kriterium der Zeichenfunktion. Dementsprechend kann man von referentiellen, strukturellen (*in Bezug auf; sowohl – als auch*) und kommunikativen Phraseologismen (*Guten Morgen; ich meine*) sprechen. Innerhalb der referentiellen sind nominative (satzgliedwertige: *jmdn. übers Ohr hauen*) und propositionale (satzwertige: *Das schlägt dem Fass den Boden aus; textwertige: Morgenstund hat Gold im Mund*) Phraseologismen zu finden. Unter den propositionalen Phraseologismen nennt der Verfasser das Sprichwort als wichtigsten Typ dieser Gruppe. Er unterscheidet Gemein-

plätze (*Was sein muss, muss sein*) als Selbstverständlichkeiten von Sprichwörtern, wobei allerdings der fließende Übergang zwischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen zu betonen ist. Sprichwörter und Gemeinplätze fasst Burger in Bezug auf die antike Rhetorik als topische Formeln zusammen.

Es ist eine erwünschte Neuerung, dass Sprichwörter im vorliegenden Band im Gegensatz zu anderen Phraseologie-Einführungen ziemlich ausführlich in einem eigenen Kapitel behandelt werden. Dabei veranschaulicht der Verfasser neben Hauptmerkmalen sowohl den diachronen Funktionswandel als auch die heutige Situation. In der Einleitung wird auf die traditionelle Sprichwortforschung in der Volkskunde, auf die Parömiologie hingewiesen, wobei u.a. Permjakovs These über Sprichwörter als Zeichen und Modelle für Situationen erwähnt wird. Anhand von authentischen Beispielen belegt Burger gründlich die Funktionsvielfalt von Sprichwörtern: die meist als relativ aufzufassende Wahrheit, die lehrhafte Tendenz und verschiedene kontextuelle Funktionen von Sprichwörtern. Der Verfasser hebt noch die heutige Tendenz von Sprichwörtern zur spielerischen Verwendung und die Notwendigkeit von Sprichwort-Minima hervor, was von der Aktualität des Bandes zeugt. Burgers Forderung, Sprichwörter „als eine wichtige Gruppe von Phraseologismen zu betrachten und ihnen damit einen Platz innerhalb der Linguistik zuzuweisen“ (S. 121), kann zugestimmt werden.

Unter den speziellen Klassen von Phraseologismen behandelt der Ver-

fasser u.a. geflügelte Worte, bei denen auch Ausdrücke aus Filmen und der Werbung (*Nicht immer, aber immer öfter*) auftauchen. In der Gruppe der phraseologischen Termini kommen auch feste Wortkombinationen aus dem Bereich der Computer-Software (*Mauszeiger ziehen*) zur Sprache, was die stärkere Berücksichtigung des Fachwortschatzes in der Phraseologie anschaulich widerspiegelt. Bei den problematischen Termini führt Burger Komposita (*Schnecken-tempo*) und Redensarten auf, wobei der letzte Ausdruck – wie auch Burger richtig anmerkt – eher alltagssprachlich als in der Linguistik verwendet wird (S. 12, 54).

Bei der Semantik von Phraseologismen werden nicht nur traditionelle Eigenschaften wie Idiomatizität und Motiviertheit diskutiert, sondern auch Tendenzen in der kognitiv orientierten Idiomatikforschung thematisiert. Im Gegensatz oder besser gesagt komplementär zur Idiomatizität lässt sich bei vielen Idiomen eine kompositionelle semantische Struktur, eine semantische Teilbarkeit, eine semantische Autonomie beobachten, wobei eine Isomorphie zwischen der formalen und der semantischen Struktur vorliegt. Burger hebt die Relativität dieser Isomorphie hervor, indem er auf die Willkür der Zuordnung hinweist. Man kann Burger zwar zustimmen, dass sich das Idiom *jmdm. einen Bären aufbinden* z.B. sowohl kompositionell als ‚jmdm. eine Lügengeschichte erzählen‘ als auch non-kompositionell als ‚jmdn. belügen‘ erläutern lasse; die Isomorphie bei den Idiomen kann aber m.E. trotzdem einen wichtigen und

nützlichen Untersuchungsgegenstand der neueren Phraseologieforschung bilden. Die Teilbarkeit der Phraseologismen will der Verfasser allerdings weniger als eine semantische Eigenschaft als vielmehr als einen psycho- und textlinguistischen Aspekt auffassen. Burger setzt sich auch mit der sinnvollen Idee auseinander, die Schnittstelle zwischen der Metaphernforschung und der Idiomatikforschung zu bestimmen. Er untersucht die Idiome zunächst aus der kognitiven Perspektive, indem er u.a. auf Lakoff und Gibbs hinweist. Am Beispiel von WASSER-GELD (*Geldquelle; an der Quelle sitzen*) und ZEIT-GELD (*Zeit sparen; Zeit ist Geld*) erklärt er die kognitive Metaphern-Konzeption, nach der der Zielbereich (Bildempfänger) durch einen Ausgangsbereich (Bildspender) konzeptualisiert wird. Durch die Konzeptualisierung von ANGST (*kalte Füße bekommen*) und ÄRGER (*vor Wut kochen*) nennt der Verfasser anschließend einige Bereiche, die in hohem Maße durch Idiome besetzt sind. Er diskutiert die u.a. von Dobrovol'skij vertretene These der Konzeptualisierungen von KÄLTE-ANGST und HEISSE FLÜSSIGKEIT IM BEHÄLTER und er drückt auch seine Skepsis gegenüber der kognitiv orientierten Betrachtungsweise in der Phraseologie aus (S. 91). Burger hält die m.E. sinnvolle Vorstellung, dass Idiome eine prototypische Kategorie bilden, für wenig plausibel (S. 94).

Phraseologismen im Text untersucht der Verfasser anhand ihres Ortes im Text, ihrer Einbettung in den Kontext und ihrer Verteilung nach Textsorten. Als Ort des Phraseologismus

ist häufig der Anfang oder das Ende eines Textes oder Abschnittes anzusetzen. Bei der Einbettung von Phraseologismen in den Kontext wird u.a. die Modifikation als ein textbildendes Verfahren gründlich untersucht, wobei auch auf die Aktualisierung der phraseologischen und der wörtlichen Lesart eingegangen wird. Als Textsorten nimmt Burger Fernsehsendungen, Fachtexte und Kinderbücher kurz unter die Lupe, wobei die Verwendung der Phraseologismen knapp, aber anschaulich dargestellt wird.

Das Kapitel „Phraseologismen im Wörterbuch“ ist auf jeden Fall zu begrüßen, da dieser Problematik in den Phraseologie-Einführungen bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Burger veranschaulicht die Probleme der Kodifikation von Phraseologismen am Beispiel einiger einsprachiger Wörterbücher, wobei er mitunter auch den Idiomatik-Duden heranzieht. Aus der Benutzerperspektive untersucht der Verfasser die theoretische Basis zur Phraseologie im Wörterbuch sowie die Frage der Makrostruktur, d.h. unter welchem Stichwort Phraseologismen zu finden sind, und die Frage der Mikrostruktur, d.h. wo im Wörterbuchartikel Phraseologismen platziert und wie sie erläutert werden. Neben der Bedeutungsangabe diskutiert Burger die Angaben zum Gebrauch von Phraseologismen, wobei er auf die Markierung von Stilschichten und zeitlichen Zuordnungen, Sprechereinstellungen und Illokutionen besonderen Wert legt. Aus der Perspektive der DaF-Lerner ist es zu begrüßen, dass Burger auch Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremd-

sprache im Hinblick auf Phraseologismen an mehreren Stellen kritisch untersucht. Es ist erwähnenswert, dass der Verfasser auch einige onomasiologisch geordnete phraseologische Spezialwörterbücher kurz vorstellt.

Durch die übersichtliche, systematische Gliederung und die verständliche Formulierung lässt sich der vorliegende Band als eine ausgezeichnete

Einführung in die Phraseologie empfehlen. Kritische Auseinandersetzungen von Burger mit Tendenzen der jüngeren Phraseologieforschung bieten auch Linguisten eine wertvolle Lektüre sowie besondere Herausforderungen für Phraseologen.

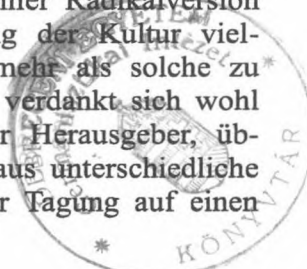
*Tamás Kispál (Szeged)*

**Csáky, Moritz; Reichensperger, Richard (Hg.): Literatur als Text der Kultur. Wien: Passagen Verlag 1999. 216 S.**

Die Literaturwissenschaft – und nicht nur sie – erlebt seit Ende der achtziger Jahre eine Konjunktur anthropologischer und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen. Dies bedeutet eine umfangreiche Neuorientierung nicht nur im Hinblick auf ihre Theorien bzw. Methoden, sondern auch auf ihre Gegenstandsbestimmungen und Zielsetzungen und sprengt damit den Rahmen einer ‚althergebrachten‘ Methodendiskussion. Der vorliegende Band fügt sich mit seinem Titel in eine Reihe ähnlich angelegter Sammelbände (Kultur als Text, Die Lesbarkeit der Kultur, etc.) ein – gehört doch der Chiasmus der Vertextlichung der Kultur und der Kulturalisierung von Texten seit Clifford Geertz' semiotisch inspiriertem Kulturbegriff zu den Leitmetaphern der kulturwissenschaftlichen Diskussion.

Vor der anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Kontrastfolie erfährt das Thema in diesem Fall eine literarische und eine kulturgeschichtliche Spezifikation. Es soll in erster Linie von Literatur ausgegangen werden,

oder vorsichtiger formuliert: es soll die erste chiasmatische Hälfte der Leitmetapher dominieren; und die Relevanz von Literatur soll konkret geschichtlich auf dem Gebiet ‚Zentral-europas‘ (M. Csáky) mit seiner vorherrschenden k. u. k. monarchischen Tradition erprobt werden. Die Beiträge, die aus einer 1996 vom Komitee Österreich-Ungarn der Österreichischen bzw. Ungarischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Tagung hervorgehen, haben die Herausgeber in drei Gruppen aufgeteilt: Kultur als Intertext – theoretische Perspektiven, Kultur als Geschichtstext – sozialgeschichtliche Perspektiven und Kultur im Text der Literatur – ästhetische Perspektiven. Diese hilfreiche und doch ein bisschen strikte Aufteilung in theoretische, soziale und ästhetische Aspekte, die in einer Radikalversion von Vertextlichung der Kultur vielleicht gar nicht mehr als solche zu markieren wären, verdankt sich wohl dem Anliegen der Herausgeber, üblicherweise durchaus unterschiedliche Vortragstexte einer Tagung auf einen



gemeinsamen Nenner zu bringen. Dies gelingt ihnen auch recht gut, allerdings nicht ohne einige aufschlußreiche Nebenwirkungen, die *auch* zu den Ergebnissen des Bandes zählen und im Folgenden noch angesprochen werden.

Ausgehend von der Behauptung, dass sich „in historisch, politisch, ethnisch und sozial höchst differenzierten Länderkomplexen“ (S. 11) ein besonderes Interesse an kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zeigt, greifen Csáky und Reichensperger zur Begründung der ‚Kultur als Text‘-These in ihrer Einleitung auf deren ‚zentraleuropäische Tradition‘ zurück. Mit Hinweis auf Karl Mannheim wird Kultur prozessual, mit Hinweis auf Alfred Schütz strukturell ‚verflüssigt‘ bzw. auf die kulturschaffende, konstitutive Versteherleitung der Kulturinhaber übertragen. Entsprechend werden dichotomisierende Versuche der Teilung etwa in Kultur als „Monument“ und als „Lebenswelt“ (A. Assmann/D. Harth) kritisch gesichtet. Weniger konsequent ist indessen der Rückgriff auf die Kultursemiotik (J. M. Lotman). Das rigide Code-Modell mit seinem Informationsbegriff lässt sich schwer mit dem performativ veranlagten kulturhermeneutischen Sinnbegriff verkoppeln, auch wenn ersteres den Herausgebern auf wissenschaftlich kommunizierbare typologische Untersuchungen eine Perspektive eröffnet. Dass Zentraleuropa „ein differenzierter und widersprüchlicher Text“ (S. 14) „exogener“ und „endogener“ Pluralität ist (S. 15) bzw. dass man mit Literatur den „Konstruktionscharakter [...] pluraler Lebenswelten“ (S. 18) in Erfahrung bringt, bekräftigen die Einzelstudien

des Bandes, für deren Effektivität, wie mehrmals und zu Recht hervorgehoben wird, ihr „mikroskopisches“ Interesse (C. Geertz) bürgen soll; sie demonstrieren jedoch auch, dass die Erwartung von typologischer Strenge sowie typologischem Konsens einem gleitenden Kultur- und Wissenschaftsbegriff, ja möglicherweise differierenden Kulturen gegenüber nicht greifen kann.

Der explizite Wissenschaftlichkeitsanspruch taucht auch bei anderen Autoren des theoretischen Teils auf und scheint auf einen den vorbildlichen aber ‚undisziplinierten‘ Basistheorien zu verdankenden Kompensationsdrang hinzuweisen. Moritz Baßler vertritt in seinem Beitrag die These, dass man die kulturelle Textmetapher methodisch konsistenter und für kulturelle Zusammenhänge anwendbarer macht, wenn man sie in der Begrifflichkeit des auch für die positive strukturalistische Analyse zugänglichen ‚Intertexts‘ fasst (S. 36). Diesem Anspruch (nicht aber dem Begriff selbst) schließt sich auch Arno Heller an, der im Anschluss an eine auch bei Baßler anzutreffende glückliche Darstellung des Ansatzes des ‚New Historicism‘ – mit dessen ganzen Radikalismen – und in polemischer Wendung gegen Derridas und Kristevas Textmetaphorik kulturelle Mikro- und Makrobereiche, thematische Tiefenstrukturen, Ebenen und Metaebenen kenntlich machen will – und das im Bewußtsein dessen, „daß sich Verstehen [...] immer nur annähernd, niemals enzyklopädisch-definitiv vollziehen kann“ (S. 62). Ungeachtet (oder inklusive) des dabei zutage tretenden schlechten *wissenschaftlichen*

Gewissens bieten die Beiträge von Baßler und Heller gute Ansatzpunkte zu einer kulturwissenschaftlich arbeitenden Literaturwissenschaft, die, wie der ‚New Historicism‘, den eingebüßten Status einer „Metanarration“ durch „poetisch-rhetorische Kompetenz“ (S. 32), die eingebüßte Systematik „durch Anschaulichkeit und Konnotationsreichtum, vor allem aber durch höhere Flexibilität“ (S. 62) wettmacht.

Dem Intertextualitätsbegriff ist auch Peter V. Zimas Beitrag verpflichtet, der darin ein „sprachliches Universalexperiment im Sinne von Coseriu“ (S. 42) sieht, dessen Hauptgebiet die Literatur sei. Damit ist das für die kulturwissenschaftliche Fragestellung wiederum grundlegende Dilemma berührt, ob Literatur als Textualität an sich ein vordergründiges Feld der ‚Kultur als Text‘-Metaphorik sein soll. Zimas Vergleich von moderner und postmoderner Intertextualität legt darüber hinaus das wissenschaftstheoretisch relevante Fazit nahe, dass die postmodernen Theorien, die „dem nach Vereinheitlichung strebenden modernen Subjekt [...] Heterogenität, Pluralität und Partikularität“ (S. 51) als Hindernisse in den Weg stellen, mit derlei Ansprüchen der Kulturwissenschaften konvergieren.

Die chiasmische Vernetzung von Kunst und Geschichte wird in den Beiträgen von Aage A. Hansen-Löve, Richard Reichensperger, Ilona Sármany-Parsons und Miklós Szabolcsi exemplarisch vor Augen geführt. Hansen-Löves Beitrag verfolgt, wie der russisch-sowjetische Konzeptualismus (B. Groys, I. Kabakov) auf einer brei-

ten Tradition russischer Ost-West-Schemata fußend dichotome Ost-West-Konzepte zur postmodernen „Konzeptkunst“ (S. 71) ausbaut. Für das Selbstbild Russlands sind dabei Attribute wie eine postmodern verwertbare Nicht-Originalität, eine auf der ausgeprägten russisch-sowjetischen Zitat-Kultur basierende Zeichenhaftigkeit, Kollektivität und „Narzißmus“ (S. 77), Irrationalismus, Leere und Gegenstandslosigkeit, für das Fremdbild des Westens entsprechend Originalität, Empirie, Individualismus, Pragmatismus, Gegenständlichkeit charakteristisch. Russland sei in der Darstellung der russischen Konzeptualisten „Anima“ (S. 77) und „Unter(be)wußte[s] des Westens“ (S. 85) und in Überkreuzung der Gegensatzpaare selbst eine gespaltene Figur. Die „nach innen gewandte ‚Polarforschung‘“ (S. 79) der Konzeptualisten führe zur Einsicht, dass konzeptualistische Installationen (Entgegenständlichungen einer westlichen Concept-Art) im an sich ‚gegenstandslosen‘ Osten leicht tautologisch werden, und einerseits des „Museums-Westens“ (S. 92) als Kontrastfolie, andererseits einer anderen, ja umgekehrten Handhabung des künstlerischen Materials bedürfen.

Richard Reichensperger sucht in Stiftern, Nestroys und Artmanns Schriften nach Erfahrungsmustern und Codierungen des infolge der Modernisierungsschübe sich verändernden Wien-Bilds. Dabei lässt sich die Stadt selbst als Text lesen, auf den dann die literarischen Texte Bezug nehmen. Die *intertextuelle* Bezugnahme (der Transfer zwischen Codierungen) stellt die Wien-Texte der genannten Autoren als

konstruktive Weltmodellierungen bzw. Semiotisierungsallegorien (Stifter), als strukturelle (Nestroy) und medial-reflexive (Artmann) Umcodierung des Stadttexes heraus. Sármany-Parsons untersucht in der Veduten-Tradition Wiens, Budapests und Prags, wie die malerischen Gestaltungen des 19. Jahrhunderts (R. von Alt, C. Moll, L. Mednyánszky, K. Hlaváček, V. Jansa, A. Slavicek) an der Herausbildung des traditionellen Wien-, Budapest- und Pragbilds mitgewirkt haben. Miklós Szabolcsi entdeckt in J. Rejtős/P. Howards, S. Márais und S. Weöres' literarischen Werken überraschende (auch zeitliche!) Präfigurierungen lebensweltlicher Konstellationen und intellektueller Lebensstrategien der 1940er bis 1950er Jahre.

Den bereits angedeuteten Nebeneffekt des Bandes als ein *Versuch* über zentraleuropäische literarische und kulturelle Kontexte präsentieren die Beiträge von Jaroslav Stritecky, Leslie Bodi, Gerhard Neweklowsky und Maria Carolina Foi. Monarchische bzw. nationale Identitäten werden bei ihnen nicht nur als ererbte geschichtliche Konstrukte anderer analysiert, sondern auch in ihrer ‚offenen Konstruktivität‘ reflektiert und mitgestaltet. Stritecky sucht Merkmale eines mitteleuropäischen Bewusstseins und findet diese in Formen der Nostalgie, der Sprachkritik und einer Pendelbewegung der Erfahrung zwischen Vielfalt

bzw. Chaos einerseits und Form- bzw. Ordnungsstreben andererseits. Bodi dokumentiert und diskutiert die Arbeit an einer neuen österreichischen Identität in der neueren Literaturgeschichtsschreibung. Als mögliche Konstanten der österreichischen Literatur führt er die Sprachkritik, die Komik, die Thematisierung des ethnischen Pluralismus an. Er macht dabei als zu berücksichtigende Faktoren auf die Akzentsetzungen des kulturellen Gedächtnisses und auf sozial- und mentalitätsgeschichtliche Faktoren aufmerksam. Neweklowskys Darstellung der Geschichte, Kultur und Literatur Bosniens liefert das Beweisstück für die Vielfältigkeit der zentraleuropäischen Perspektiven und bietet exemplarische Strategien der Arbeit an Identität. Foi geht an Hermann Bahrs „Dalmatinischer Reise“ einem eigenartigen Fall eines literarischen Orientierungsversuchs nach, der – selbst in Bahrs Oeuvre alleinstehend – Wege einer pluralistischen österreichischen Identität erprobt.

Csákys und Reichenspergers Band ist als ‚zentraleuropäisch-monarchisch-österreichische‘ Variante ein perspektivenreicher Beitrag zur – selbst vielfältigen – anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Diskussion sowie zur Nationalitäts- und Internationalitätsforschung.

*Endre Hárs (Szeged)*

**Forssman, Erik: Goethezeit. Über die Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses. München; Berlin: Deutscher Kunstverlag 1999. 318 S.**

Die Goethezeit vom Standpunkt des Kunsthistorikers aus noch einmal neu zu definieren und sie als eine zusammenhängende Epoche der deutschen Kunstgeschichte zu verstehen: Kein geringeres Ziel setzt sich Erik Forssman, und sein Buch erfüllt, dies sei vorweggenommen, seine Aufgabe auf hohem Niveau.

Das Thema „Goethe und die Kunst“ erwies sich seit jeher als fruchtbarer Boden für Forschungen. Dabei sind sowohl spezielle Fragen angesprochen als auch immer neue Standpunkte eingenommen worden. Viele wie z. B. Ernst Grumach oder Wolfgang Schade-waldt untersuchten Goethes Beziehungen zur Antike, Erich Trunz stellte Goethes Schriften zur Kunst als Kompensation fehlender Literaturtheorie dar. Im Mittelpunkt der neueren Untersuchungen von Ernst Osterkamp, Jutta van Selm, Monika Schmitz-Emanz stehen die Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text. Aus dieser Perspektive wird dann nach Goethes Kunstverständnis, nach der Kunstentwicklung seiner Zeit und nicht zuletzt nach den Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden gefragt. Diese Vielfalt der Möglichkeiten und Bemühungen präsentiert der Frankfurter Ausstellungskatalog „Goethe und die Kunst“ von 1994, der zugleich den heutigen Stand der Forschungen widerspiegelt. Dies ist der Ausgangspunkt der Untersuchungen von Erik Forssmann. Während aber der Katalog die Mannigfaltigkeit der Annäherungs-

weisen und Aspekte betont, versucht das Buch Forssmans die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu finden, indem er die Goethezeit vom kunstgeschichtlichen Aspekt beleuchtet und danach fragt, inwieweit die damaligen Entwicklungen zur Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses beigetragen haben.

Den Kunsthistoriker muß interessieren, wie Goethes Schriften und seine Aktionen auf dem Felde der bildenden Kunst im Dialog mit seiner Zeit zustandengekommen sind, und wie sie auf die Mitwelt und die Nachwelt gewirkt haben. „Wenn er von diesem Standpunkt aus noch einmal Einsicht nimmt in Goethes Schriften zur Kunst – wobei er sie auch auf ihre sachliche Richtigkeit und auf ihre fortdauernde Gültigkeit wird befragen dürfen – kann er hoffen, die ‚Goethezeit‘ in ihren kunsthistorischen Aspekten etwas besser zu begreifen.“ (S. 13)

Bereits das Vorwort (S. 7-33), die kurzgefaßte chronologische Rekapitulation von Goethes Beschäftigung mit Architektur und bildender Kunst und seinen daraus hervorgegangenen Schriften, läßt ahnen, wie vielfältig und zugleich sprunghaft seine Interessen waren: Der Dichter bleibt nicht lange bei ein und demselben Thema, wendet sich bald anderen Problemen zu und kehrt gelegentlich nach langer Pause zu den früheren zurück, so z. B. beim Laokoon: Im 1. Heft der „Propyläen“ 1798 erscheint der Aufsatz „Über Laokoon“, der nach eigener

Aussage Goethes auf einer Niederschrift aus dem Jahre 1769 basiert, die durch den Besuch des Mannheimer Antikensaales inspiriert wurde.

Wie das obige Beispiel zeigt, läßt die chronologische Methode uns zwar dicht auf Goethes Spuren bleiben, was aber das eigentliche Problem des Kunstverständnisses der Goethezeit betrifft, erhalten wir keine Erkenntnisse. Deshalb hält Forssman eine problem- und gattungsspezifische Behandlung von Goethes Äußerungen über Kunst für ratsamer. Dies stimmt übrigens mit Goethes Kunstverständnis überein, was durch eine einschlägige Analyse seines klassisch gewordenen Essays „Einleitung in die Propyläen“ auch bestätigt wird (S. 19-33).

Nach diesem Prinzip wird das Werk in drei Kapitel aufgeteilt, in denen Goethes Denken und Handeln psychologisch-chronologisch nachvollzogen wird, aufgeteilt in die Gattungen Baukunst, Plastik und Malerei.

Das erste Kapitel „Baukunst“ zeigt uns Goethes Wandlung vom begeisterten Bewunderer bzw. Liebhaber zum sachkundigen Kenner der Architektur. Parallel dazu wird auch ein stilgeschichtlicher Überblick über die Baukunst seiner Zeit gegeben. Goethes Erkenntnisweg vom Geniekult (Von deutscher Baukunst, 1772) über den aristokratischen Palladianismus und die französische monumentale Revolutionsarchitektur zum bürgerlichen auf dem Griechentum basierenden Klassizismus entspricht nach Forssmans Darstellung der damaligen stilgeschichtlichen Entwicklung der Architektur.

Die Meisterwerke der Goethezeit werden einerseits als eine Art Versinn-

lichung, Veranschaulichung der Theorie dargestellt: Das Römische Haus z.B. ist „die Gestaltwerdung dessen, was Goethe in Paestum erfahren und in seinem Baukunst-Aufsatz von 1788 weiterentwickelt hatte“ (S. 72), andererseits zeigt uns Forssman auch dafür Beispiele, wo die Bauwerke erst in der Phantasie erschaut, dann durch die Erfahrung bestätigt werden, wie z. B. Mignons Landhaus (S. 91).

Das Römische Haus in Weimar repräsentiert den Dorismus, Mignons Landhaus dagegen den Palladianismus, schon diese zwei Beispiele machen klar, daß Goethezeit und Klassizismus im Bereich der Baukunst zueinander zwar eine Affinität zeigen, aber keineswegs identisch sind. Goethes Schriften, literarische Werke oder auch Aktivitäten in Sachen Architektur zusammen mit der tatsächlichen Darstellung der damaligen Architekturgegeschichte beweisen, wie mannigfaltig die Goethezeit war: „... offen für die Impulse aus der Antike, dem Mittelalter und der Revolution ebenso wie für die aktuellsten Aufgaben die das Bürgertum stellte, ...“ (S. 127).

Im zweiten Kapitel „Plastik“ werden zuerst die gängigen Theorien der Kunst tiefgehenden Untersuchungen unterzogen. Vor diesem Hintergrund wird dann das Eigentümliche der Goetheschen Betrachtungsweise sichtbar gemacht. Obwohl Goethes Schulung durch Sulzer, Winckelmann und Herder nicht zu leugnen ist, bleibt er für alternative Annäherungsweisen empfänglich. In diesem Zusammenhang zitiert Forssman u. a. die bekannte und in Rom auch von Goethe bevorzugte Praxis der Betrachtung der an-

tiken Skulpturen bei Fackelbeleuchtung, die entgegen der klassizistischen Auffassung von reinen Gattungen, die Vermischung vom Malerischen und Plastischen bewirkt. Die Analyse des Laokoon-Aufsatzes geht noch einen Schritt weiter und stellt überzeugend dar, daß Goethe die Kunstwerke eher intuitiv aus der Perspektive des Künstlers als aus der des Kenners betrachtet hat. Diese intuitiv erschaute Deutung der Antike wird später auch von der Archäologie bestätigt. Diese Toleranz der Vielfalt von verschiedenen Sichtweisen schrittweise korrigiert durch die Fachwissenschaften wie z. B. durch die Archäologie ermöglicht die Überwindung der Winckelmannschen Maximen und führt zu der eigentlichen Entfaltung des sog. bürgerlichen Kunstverständnisses. Zur Veranschaulichung seiner Theorie zieht Forssman C. D. Rauchs Statuette „Goethe im Hausrock“ von 1828 heran: „Der Olympier im Hausrock“ – eine menschliche Figur, die uns nicht mehr so entrückt und idealisiert, sondern ganz nahe erscheint.

Das dritte Kapitel ist der „Malerei“ gewidmet. Tiefgehende Analysen und eine geschickt konstruierte Begriffsdynamik lassen das vielfältige Wesen der Malerei der Goethezeit lebendig werden.

Forssmans Analysen sind nicht auf die Gegenüberstellungen bzw. Abgrenzungen der Stile, der Begriffe bedacht, im Gegenteil sie steuern alle auf die zentrale Frage des bürgerlichen Kunstverständnisses zu.

Aufklärung, Sturm und Drang, Klassik und Romantik zeigen sich in ihren regen Wechselbeziehungen, sie erweitern einander, sie eröffnen neue Horizonte. Diese relativierende Sichtweise wird am Ende des Entwicklungswegs auch für Goethe typisch. Die auf dem italienischen Boden gewonnene Einsicht, daß er Dichter und kein Maler ist, das Scheitern der Preisaufgaben, die verhängnisvolle Begegnung mit der Romantik, das lebenslange Sammeln von Kunstwerken, all diese Erlebnisse verfeinern und objektivieren Goethes Ansicht. Diese Veränderung findet auch in seinen theoretischen Schriften Niederschlag, Forssman zitiert in diesem Zusammenhang „Antik und Modern“ als eine Art „Bekanntnis zur Toleranz in künstlerischen Dingen“ (S. 286).

Wenn er dann wieder die Goethezeit befragt, sieht er dort auch den relativierenden historisch-kritischen Blick, die Tendenz der Musealisierung der Kunst, Gründung öffentlicher Museen u. a. in Weimar und Berlin.

Und nach Erik Forssman ist gerade der historisch-kritische Blick in Form von Kunstgeschichte und Museen von der Goethezeit übriggeblieben. Ob dieses Erbe uns belastet oder bereichert, diese Frage wird leider nur indirekt bezüglich der Problematik einer Musealisierung der Kunst gestellt (S. 307).

*Mónika Cseresznyák (Szombathely)*

**Gender-Studien. Eine Einführung. Hg. v. Christina von Braun und Inge Stephan. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag 2000. 395 S.**

Gender-Studien, wie sie in der von Christina von Braun und Inge Stephan herausgegebenen „Einführung“ präsentiert werden, definieren sich nicht als ein neuer Wissenskanon, sondern als ein Modus der Wissenskritik. Wenn sich die beiden Herausgeberinnen zum Ziel setzen, die Bedeutung des Geschlechts für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft zu erkunden, so bedeutet das für sie zugleich auch die „Art und Weise“ zu hinterfragen, wie in der „westlichen Kultur Unterscheidungen getroffen, Dichotomisierungen [...] eingeführt und Hierarchien produziert werden“ (S. 10). Den Rahmen für ein derartig ambizioses Vorhaben schafft jene Neukonzipierung des Geschlechts-Begriffes, die sich in den achtziger Jahren in dem US-amerikanischen universitären Diskurs durchgesetzt hat und die auf der Unterscheidung zwischen ‚gender‘ und ‚sex‘, d. h. sozio-kulturellem und biologischem Geschlecht beruht. Hand in Hand mit dieser begrifflichen Ausdifferenzierung erfolgt die graduelle Ablösung des Faches von der traditionellen Frauenforschung (women studies) bzw. feministischer Kritik (feminist criticism) und seine Herausbildung zu einer umfassenderen Wissenschaftsdisziplin, die mittlerweile auch Männerforschung (men's studies) umfaßt, zumindest im angloamerikanischen Raum. Über die Vielfalt der im Verlauf dieser Akzentverschiebung entstandenen Institutionen im deutschen Sprachraum gibt der Anhang des Bandes Auskunft.

Mit der Etablierung der ‚sex-gender‘-Relation ist aber der Bezug ihrer Teile noch lange nicht gesichert. Der ‚gender‘-Begriff, der mal eine Analyse-kategorie für die Untersuchung symbolischer Ordnung, mal eine für die Erforschung von Machtverhältnissen ist, wird nach einem bekannten Erklärungsmuster durch den Rekurs auf eine angebliche *grammatikalische* Universalie faßbar. Doch eine Formulierung, wie die von Elain Showalter: „all speech is necessarily talk about gender, since in every language gender is a grammatical category“, die in diesem Band unkommentiert zitiert wird, klingt für ungarische Ohren (die sich auch sonst gern als „Ausnahmeohren“ verstehen) zumindest nach kultureller Voreingenommenheit und mangelnder Präzision.

Der Status einer Kategorie wie *sex* wird hingegen von den neuesten radikal konstruktivistischen Theorien angezweifelt. Judith Butlers Werk „Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity“, welches fast zeitgleich übersetzt (amerikanisch 1990, deutsch 1991) in deutschen feministischen Kreisen Furore gemacht hat, stellt nämlich das Konzept des biologischen Geschlechts überhaupt in Frage. Butlers Buch zeigt deutlich, welche weitreichende politische Konsequenzen Definitionen haben, besonders im Falle einer Disziplin, die nichts Geringeres als die „Wechselbeziehung zwischen Denkmustern und sozialer Realität“ zu erforschen angibt. Wenn Judith Butler auf der sozialen und

kulturellen Konstruktion von ‚gender‘ und ‚sex‘ besteht, so spricht sie auch einer neuen, sich nicht auf ein „Frauen-Wir“ berufenden politischen Kultur das Wort, deren „Spielarten“ „Subversion, Maskerade und Parodie“ sind. (S. 64)

Hauptanliegen des vorliegenden Bandes ist aber nicht die politische Theorie, sondern die Erkundung von ‚gender‘-Fragen für eine Vielfalt von Wissensbereichen. Der empfohlene Gang des Studiums, von theoretischen zu praxisorientierten Fächern, entspricht unverkennbar der universitären Façon, selbst wenn die Disziplin durch ihre wissenschaftsübergreifende Fragestellung „ihre Heimat *zwischen* den disziplinären Stühlen und Lehrstühlen“ findet. (S. 12) Das alte ‚gender‘-Klischee, wonach Theorie ein Realm der Männer ist, greift jedoch bei der Theoriebewußtheit und Theoriefreudigkeit des Faches offenbar lange nicht mehr. Gender-Studien, so erfährt man aus dem vorliegenden Band, haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Deutschland als ein interdisziplinärer Bereich etabliert, dessen Curriculum aus einem Angebot verschiedener Wissenschaften besteht. Das Fach hat mittlerweile seine eigenen wissenschaftspolitischen Positionen und Interessen entwickelt und ein beachtenswertes Netzwerk an Forschungsgebieten herausgebildet. Bei allen Standortaufnahmen ist im vorliegenden Band neben Kartographie von weißen Flecken auch ein gewisser Stolz über Entdecktes-Erreichtes spürbar. Ein Stolz, der nur durch den Vergleich mit US-ameri-

kanischen Verhältnissen einigermaßen gedämpft wird (aber nie mit der Zusammenschau mit französischen und italienischen Verhältnissen einhergeht). Für den Leser bzw. die Leserin im östlichen Mitteleuropa dürften der Grad der Institutionalisierung, die Vielfalt und die Art der ‚gender‘-Themen in Deutschland aber nach wie vor unter die Kategorie „mirabilia“ fallen.

Die Aufnahme von sogenannten „hard science“-Fächern, also Naturwissenschaften in die Liste der ‚gender‘-bezogenen Wissensbereiche dürfte indes nicht nur von dieser Position aus als überraschend wahrgenommen werden. Das wichtigste Gebiet in diesem Rahmen ist gewiß die Biologie. Als Beispiel dafür, wie „sich historische Sichtweisen oder aktuelle politische Auseinandersetzungen in empirisches Tatsachenwissen einmischen“, (S. 195) sei hier nur auf die Dioramen des Museums of Natural History in New York hingewiesen, in denen die Darstellung von Primatengesellschaften in Form von „trauliche[n] Familienszenen und ganz traditionelle[r] Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern“ dem Besucher zu verstehen gibt, daß schon in diesen Gesellschaften die Frau „aufgrund ihrer Gattungsaufgabe“ der Natur verbunden blieb, während der Mann einzig und allein Akteur der menschlichen Evolution war. (Vgl. S. 194 f.) Es gehört zu den fröhlichen Verdiensten der Biologiekritik, wenn „‚Woman the Gatherer‘ längst keine Randfigur der Geschichte“ mehr ist „und jedes Kind, das es wissen will, heute im Fernsehen von schwulen

Gorillas und transsexuellen Schimpansen erfährt". (S. 195)

Die Universalisierung des ‚gender‘-Begriffes wirft allerdings auch Probleme auf, die der vorliegende Band nicht genügend berücksichtigt. Denn durch die einfache Nebeneinanderordnung von Wissensbereichen wird der Unterschied bezüglich ihrer relativen Nähe bzw. Ferne zur ‚gender‘-Forschung nicht deutlich genug herausgestellt. Gerade daraus folgt, daß während manche Kapitel sich auf die Formulierung von Desiderata konzentrieren, andere an wichtigen Punkten, so etwa in ihrer interdisziplinären Vorgehensweise, mit der ‚gender‘-Forschung übereinstimmen. Aus dieser Anordnung ergibt es sich, daß der Band die methodischen und wissenschaftstheoretischen Denkschritte, die die Grundlagen der ‚gender‘-Forschung bedeuten, nicht systematisch vorlegt. Wie viel sie etwa dem Poststrukturalismus und dem Dekonstruktivismus verdankt, wird gleichsam nebenbei abgehandelt, ihre spezifische Art, Wissen zu organisieren und zu kritisieren, wird verstreut in einzelnen Kapiteln erläutert.

Für Germanistinnen sind neben Beiträgen zu Philosophie und Theologie, zu Geschichte und Kunstgeschichte besonders die Kapitel über Literatur- und Medienwissenschaft aufschlußreich. Die beiden Kapitel signalisieren zugleich auch unterschiedliche Umgangsformen mit dem ‚gender‘-Werkzeugkasten. Die Tatsache, daß „Lesen und Schreiben [...] keine geschlechtsneutrale[n] Tätigkeiten“ sind (S. 290), impliziert in Inge Stephans Ausführungen zur Literatur-

wissenschaft acht genau umrissene Themenkreise der feministischen Literaturkritik, wie die Frage weiblicher Autorschaft, des literarischen Kanons, des Gattungssystems (warum bestimmte Gattungen als weiblich, andere hingegen als männlich gelten), die Wahl von literarischen Themen und Motiven, Frauenbilder, die Frage nach den Inszenierungsformen „weniger stabiler“ Geschlechterverhältnisse (S. 295), psychoanalytische und dekonstruktivistische Lektürepraxis (S. 296) bzw. die Rolle von ‚gender‘ für den ästhetischen Diskurs. Dieses Kapitel gibt genau die Punkte an, wo ‚gender‘-Gesichtspunkte innerhalb einer Wissenschaft mit festem Wissenskanon und Fragenkatalog als relevant gelten können.

Das Kapitel zur Medienwissenschaft hingegen wagt sich zur Verkitung von Theorien vor. Bei der Herausarbeitung der Links, d.h. der Verknüpfungen, kommt Christina von Braun sowohl der wissenschaftskritische als auch der interdisziplinäre Charakter von Medienwissenschaft und Gender-Studien zugute. Es wird hier der Versuch unternommen, zwischen Gender-Studien und Medientheorie bzw. Psychoanalyse jene Schnittstelle zu finden, wo ihre wechselseitige Relevanz für die symbolische Ordnung offengelegt wird. Hierbei wird der Zusammenhang von Körper, Gemeinschaft und Medien ergündet. Am Beispiel der Hysterie wird gezeigt, daß der weibliche Körper am Ende des 19. Jahrhunderts erstens „den Zugang zum Unbewußten“ eröffnete, zweitens aber auch den Zugang zum „Einfluß der Medien auf

die Psyche". An der Hysterikerin wird auch demonstriert, daß die Psychoanalyse nicht nur die „Nachrichten" dieses Körpers entzifferte, sondern auch „die Wege, die sie zurücklegen", indem sie statt des bewußten Sinnes jene „Schaltstellen" kartographierte, „an denen das Unbewußte zutage" trat. (S. 308)

Von hier aus erscheint es kaum weiter verwunderlich, daß „der weibliche Körper [...] immer wieder als Allegorie für das Kommunikationsnetz selbst" auftaucht. (S. 308) Der sich auch hier manifestierende Zusammenhang von Weiblichkeit und Repräsentation hat in den Ausführungen von Christina von Braun natürlich weitreichende Folgen für das Zusammenlesen von Film und Sexualwissenschaft, von Film und Psychoanalyse.

Obwohl die Atemlosigkeit, mit der hier zwischen Epochen und Wissensbereichen verkehrt wird, auch eine gewisse Unzufriedenheit aufkommen lassen, vermittelt dieses Kapitel einiges von der Originalität und dem Reiz derartiger Quergänge.

Der Leser bzw. die Leserin, der/die auf einem hohen intellektuellen Niveau eine Einführung in die ‚gender‘-Forschung braucht, ist trotz mancher Unebenheiten mit diesem Band gut beraten, denn er gibt ein genaues Bild sowohl von dem immensen Material, das durch solche Forschungen zugänglich gemacht wird, als auch von den überraschenden Einsichten, die der kritische Blick auf Wissenschaften ermöglicht.

*Edit Király (Budapest)*

**Hennig, Mathilde: Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2000 (= Linguistische Arbeiten 421). 211 S.**

Die Autorin des vorliegenden Bandes wagt sich auf ein besonders prekäres Forschungsgebiet, das sich durch eine in den letzten Jahrzehnten fast unüberschaubar gewordene Fülle an Forschungsinteressen, -ansätzen, -richtungen und somit auch durch eine gleichsam chaotisch anmutende Fülle an Fachliteratur auszeichnet. Eine aus diesem Grund (*Warum schon wieder Tempus?*) für notwendig erachtete „Rechtfertigung" umfasst jedoch vier wichtige Grundsätze, die zeigen, dass hier auch eigene Wege eingeschlagen werden sollen. Im einleitenden Kapitel wird nämlich für die Notwendigkeit

von Untersuchungen plädiert, die (1) auf Texten als authentischem Untersuchungsmaterial basieren, (2) Theorie und Empirie ausgewogen miteinander verknüpfen, (3) gesprochene und geschriebene Sprache gleichermaßen berücksichtigen und (4) Aspekte der Anwendbarkeit für Deutsch als Fremdsprache ebenfalls im Auge behalten (S. 1-6). Der Ansatz ist vielversprechend. Ein oft vermisstes Desiderat stellen in der Tat empirisch hinreichend fundierte tempuslinguistische Arbeiten dar, die auf Textanalysen fußend über den Kontext von temporalen Strukturen hinaus auch das Medium bzw. die

Textsorte (und somit das Textsortenwissen) als konstitutiven Faktor der Temporalität betrachten, die Beschreibung der temporalsemantischen Leistung von Modalverb- bzw. Passivkonstruktionen und des Konjunktivs für unentbehrlich erklären und im Rahmen einer funktional orientierten Analyse sogar über weitere bestimmende Faktoren (wie z.B. Lexemabhängigkeit und Klammerstrukturbildung) Überlegungen anstellen.

In Kapitel 1 wird der theoretische Hintergrund für die zu untersuchenden Bereiche ‚Tempus und Temporalität‘ bzw. ‚Text und Textsorte‘ zusammengefasst. Im Hinblick auf die Tempora wird nachdrücklich betont, dass der Arbeit keine neue Tempustheorie zu Grunde liegt – dies gilt z.B. insofern, als Hennig sich bei der Beschreibung von Tempusbedeutungen in der Regel des „altbewährten“ (aber keineswegs unproblematischen) kompositionalen Tempusmodells mit Ereignis-, Referenz- und Sprechzeitpunkt bedient (das bei komplexeren Tempora allerdings um weitere Relata ergänzt werden kann) und den einzelnen Tempusformen die vier möglichen Zeitbezüge der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Allgemeingültigkeit zuordnet. Grundsätzlich neu ist jedoch die Annahme eines Systems mit insgesamt 8 Tempusformen, das also die Tempora Präsens, Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt, Perfekt II, Plusquamperfekt II, Futur I und Futur II enthält (für das Plusquamperfekt II fand sich im untersuchten Korpus allerdings kein Beleg). Nach einer kritischen (der Übersichtlichkeit halber

typologisch orientierten) Auseinandersetzung mit den gängigen Forschungsansätzen wendet sich die Verfasserin der Textproblematik zu. Im Sinne einer Kreuzklassifikation nach dem jeweiligen Medium (geschrieben vs. gesprochen) und der Kommunikationsrichtung (monologisch vs. dialogisch) werden schließlich diejenigen Textsorten (Rezension, privater und offizieller Brief, Fußball-live-Reportage und Talkshow) charakterisiert, die in Form eines zu diesem Zweck angelegten (insgesamt 114 554 Wörter umfassenden) eigenen Korpus mit vier Teilkorpora die Grundlage für eine aussagekräftige empirische Tempusanalyse bilden sollen (Kapitel 2).

In Kapitel 3, das generell der Frage nach den Unterschieden zwischen geschriebener und gesprochener Sprache gewidmet ist, werden z.T. unter Einbeziehung der einschlägigen Fachliteratur die Abgrenzungsmöglichkeiten der beiden Register in Erwägung gezogen, anschließend Übersichtstabellen zur Tempusverteilung in den Teilkorpora präsentiert, die im Tempusgebrauch der beiden Register deutliche Unterschiede erkennen lassen (ganz besonders in den die prototypische Nähe- vs. Distanzkommunikation vertretenden Textsorten der Talkshow vs. Rezension). Dabei stellt sich das Präsens in jeder Textsorte als das Haupttempus heraus, was m.E. insofern nicht ganz adäquat ist, als alle untersuchten Textsorten (auch die monologische und geschriebene Rezension) dem Weinrich'schen besprechenden Register angehören, in dem die Dominanz präsentischer Tem-

pora als der Normalfall gilt, und erzählende Partien mit evtl. durchgehendem Präteritumgebrauch auch gesondert betrachtet werden könnten. Das Defizit, dass der „erzählende“ Pol im Bereich des Geschriebenen etwas zu kurz kommt, wird aber durch die neu gewonnenen Ergebnisse einer an der Alltagssprache orientierten Analyse weitestgehend ausgeglichen.

Kapitel 4 beschäftigt sich anhand der exemplarischen Analyse der Textsorten offizieller Brief und Rezension mit der ansonsten recht selten untersuchten Frage nach der temporalen Bedeutung komplexer verbaler Strukturen (Passivtypen, Modalverbkomplexe und Konjunktivformen). Die Ergebnisse sind vielfältig, wobei u.a. die auch statistisch untermauerten Thesen einleuchtend sind, nach denen (1) sich die genannten Textsorten durch einen relativ großen Anteil an Verbalstrukturen auszeichnen, (2) die Zuordnung temporaler Bedeutungsvarianten zu den einzelnen Strukturtypen textsortenabhängig ist und (3) für die einzelnen komplexen Strukturtypen eine unterschiedliche Affinität zu bestimmten Zeitbezügen charakteristisch ist. Eine Vergleichsgrundlage für die proportionale Verteilung bieten hier die Indikativ-Aktiv-Formen, im Gegensatz zu denen die Kategorie Tempus bei komplexen Verbalstrukturen eine geringere Rolle spielt (eine bemerkenswerte Hypothese, die aber m.E. sorgfältiger Überprüfung bedarf und durch weitere Analysen bestätigt werden sollte).

Am Beispiel der Fußball-live-Reportage wird in Kapitel 5 der ebenfalls selten diskutierten Frage nach-

gegangen, durch welche Mittel Temporalität in tempuslosen Sätzen (d.h. Sätzen ohne finites Verb) ausgedrückt werden kann bzw. konstituiert wird. Trotz der grundlegenden methodologischen Schwierigkeiten etwa der eindeutigen zeitlichen Zuordnung elliptischer Sätze scheinen mir die aufgestellten Thesen stichhaltig begründet. Hierbei wird davon ausgegangen, dass auch tempuslose Sätze über eine temporale Bedeutung verfügen, die jeweils im Ko- und Kontext bzw. im Welt- und Textsortenwissen von Textproduzent und Textrezipient verankert ist, was u.a. zu der aufschlussreichen These führt, dass temporalen Adverbialen höchstwahrscheinlich eine viel geringere Rolle zukommt, als dies in der Forschung herkömmlich angenommen wird.

Mit der Problematik des lexemabhängigen Tempusgebrauchs (mit besonderer Berücksichtigung der Distribution von Präteritum vs. Perfekt) setzt sich die Verfasserin anhand der Korpora Talkshow und privater Brief in Kapitel 6 auseinander. Es werden Listen mit Präteritum- vs. Perfektneigung aufgestellt, die die These bekräftigen, dass sich der Präteritumgebrauch zu fast 90% auf eine Handvoll Verben beschränkt (außer *haben*, *sein* und den Modalverben noch *geben*, *kommen*, *stehen* und *wissen*). Dass vom Faktor der Lexemabhängigkeit nicht abgesehen werden darf, zeigen auch die zahlreichen wertvollen Übersichtstabellen mit den Belegzahlen der Tempora in den Teilkorpora jeweils mit und ohne Berücksichtigung von *sein*, *haben* und den Modalverben (in Unterkapitel 3.4).

Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse wird im letzten Kapitel schließlich eine Liste der wichtigsten Forschungsdesiderate angeboten, die sich als Anregung für weitere Untersuchungen nach den in der vorliegenden Studie niedergelegten Prinzipien versteht, wobei es der Verfasserin offensichtlich gelungen ist, nicht nur neue Ideen in dieser Richtung zu entwickeln, sondern auch erste beträchtliche Ergebnisse zu erzielen. Der hohen Komplexität der Tempusproblematik wird übrigens auch insofern Rechnung getragen, als das Buch mehrere Exkurse enthält, in denen bislang nicht ausreichend erforschte Phänomene thematisiert werden (S. 29 ff.: *Wird der Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum von Muttersprachlern noch empfunden?*, S. 189 ff.: *Beson-*

*derheiten der gesprochenen Sprache am Beispiel der Talkshow*), wobei allein der sehr gründliche und informativ-retrospektive Exkurs über die doppelten Perfektbildungen rund 20 Seiten umfasst (S. 78 ff.).

Um das Resümee nicht in die Länge zu ziehen: Das zweckmäßig zusammengestellte, repräsentative Textkorpus und der die tradierten Untersuchungsergebnisse konsequent hinterfragende Forschungsansatz machen das Buch zweifelsohne zu einem wertvollen Stein im Mosaik der neueren Tempusliteratur. Wir haben eine Arbeit vor uns, die nicht nur auf das lebhafteste Interesse von Tempuslinguisten Anspruch erheben kann.

Balázs Sára (Budapest)

**Kaszyński, Stefan H.: Kleine Geschichte des österreichischen Aphorismus. Tübingen, Basel: Francke 1999. 163 S. (= Edition Patmos)**

Diese Kreuzung gattungstheoretischer und literaturgeschichtlicher Argumentationslinien setzt sich zum Ziel, eine repräsentative Geschichte des österreichischen Aphorismus vorzubereiten, indem die Voraussetzungen dafür geklärt werden. Es ist natürlich eine Frage, ob eine „vollständige literaturhistorische Übersicht“ (S. VIII) der Gattung überhaupt realisierbar ist. Das Buch will das (zum Glück) nicht beanspruchen, sondern möchte teils als Nachschlagewerk, teils als Interpretationsvorschlag gelesen werden.

Was die literaturtheoretische Seite betrifft, ist die Studie sehr logisch und

überzeugend. Kurz und bündig wird auf potentielle Gegenargumente reagiert. So wird zum Beispiel die Frage analysiert, ob es einen Sinn hat, vom *österreichischen* Aphorismus zu sprechen, da literarische Kleinformen, insbesondere der Aphorismus, in ihrer Struktur universal sind. Für österreichspezifisch hält der Autor jedoch den „realistisch konzipierten Aphorismus“ der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Beispiel: Marie von Ebner-Eschenbach) und die Aphorismusedichtung der Wiener Moderne, die die Mehrdimensionalität der Epoche in dieser Kurzform konzentriert darstellt.

Als eine alternative Form für das konventionelle Sprechen der ideologisch determinierten Literatur betrachtet Kaszyński den nachmodernen österreichischen Aphorismus. (Vgl. S. 14) Zu den allgemeinen Merkmalen des Aphorismus gehört nach seiner Meinung ein auf nüchterner Synthese ausgerichteter, begrifflich zugespitzter Aufbau, in dem die Wörter in Opposition zu ihrem gängigen Gebrauch eine neue, das traditionelle Verständnis unterlaufende Bedeutung zugewiesen bekommen. Gerade diese Eigenschaft macht die Gattung so interessant für die österreichische Literatur. Zusammenfassend schreibt der Autor: „Dank seiner poetologisch installierten Möglichkeit, der diskursiven Grenzüberschreitungen, kommt dem österreichischen Aphorismus ein besonderer Stellenwert in der Geschichte der österreichischen Literatur zu, der sich nur mit dem hohen Stellenwert des Essays oder des Feuilletons messen darf.“ (S. 20) Auch dann, wenn bei vielen bedeutenden Aphorismus-Autoren nicht „von einem ausgeprägten aphoristischen Selbstverständnis“ (S. 17) gesprochen werden darf. Meines Erachtens betrifft diese Feststellung aber nicht den von Kaszyński hier angeführten Robert Musil, denn in seiner Spätphase widmete er sich fast ausschließlich und bewusst der Aphorismusdichtung.

Die auf die theoretische Grundlegung folgenden neun Einzelanalysen (zu Franz Grillparzer, Marie von Ebner-Eschenbach, Peter Altenberg, Karl Kraus, Franz Kafka, Elias Canetti, Heimito von Doderer, Herbert Eisenreich und Peter Handke) sind präzise und einleuchtend, die im Buch darüber hinaus erwähnten Autorinnen werden mit einem Personenregister erschlossen. Kaszyński nimmt auch immer wieder zur Frage nach der ästhetischen Qualität der behandelten Aphorismen Stellung und stellt die Verfasser in grössere Zusammenhänge. Über Marie von Ebner Eschenbach schreibt er beispielsweise: „Die österreichische Realistin kann souverän mit allen zu ihrer Zeit bekannten Techniken der Aphorismusbildung meisterhaft umgehen, sie erfindet aber kaum ihre eigenen.“ (S. 54) Gerade diese Mischung aus Einzelbeobachtung und Verallgemeinerung und die Tatsache, dass der Autor nicht an den heute so modischen theoretischen Kämpfen der Literaturwissenschaft teilnimmt, macht das Buch zu einem nützlichen Ausgangspunkt weiterer Forschungen. In der Bibliographie findet der Leser viele Hinweise auf die wichtigsten theoretischen Publikationen zur Gattung des Aphorismus.

*László Kovács (Székesfehérvár)*

**Kempcke, Günther: Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache.  
Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2000. 1329 S.**

Es ist sehr erfreulich, darüber berichten zu können, dass sich die Palette der Lernerwörterbücher des Deutschen dieses Jahr erweitert hat. „Den in England und Frankreich als ‚Lernerwörterbuch‘ geführten sprachlichen Nachschlagewerken ließ sich in Deutschland lange Zeit nichts Vergleichbares an die Seite stellen. Die verfügbaren großen Gesamtwörterbücher der deutschen Sprache wandten sich in erster Linie an Muttersprachler, deren Kenntnis der deutschen Sprache sie bei der Benutzung des Wörterbuchs voraussetzen konnten“ (S. VI), schreibt Kempcke im Vorwort seines Wörterbuchs. Tatsächlich hat die deutsche Lernerlexikographie keine so lange Tradition wie die französische und die englische. Das erste, nach den besonderen Ansprüchen der Sprachlernenden konzipierte einsprachige Wörterbuch, Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (Götz, Dieter; Haensch, Günther; Wellmann (Hg.): Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das neue einsprachige Wörterbuch für Deutschlernende. Berlin, München: Langenscheidt, 1993.) (LGDaF) ist 1993 erschienen. Nach längerer Zeit ist das neue de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache (dGWDF) von G. Kempcke das nächste Produkt, das als Resultat eines Projekts mit dem Ziel, „ein benutzerspezifisches Wörterbuch zu entwickeln, das den Anforderungen des Faches ‚Deutsch als Fremdsprache‘ gerecht würde“ (S. VI), auf den Markt kam. Mit diesem Wör-

terbuch ist der Deutsch lernende Benutzer mit einem Grundwissen angesprochen, der weitere Informationen in „der Darstellung des Wortgebrauchs und seiner Regelmäßigkeit sowie der Hinführung vom Einzelwort zum System“ (S. VI) braucht.

Nach dem äußeren Erscheinen könnte der Benutzer auf den ersten Blick denken, dass es sich hier um ein Großwörterbuch handelt. Es zeigt sich aber nach dem Aufschlagen, dass – zum Teil – das dicke Papier das Wörterbuch so umfangreich macht. Es ist ein Wörterbuch im großen Format, das aber nur ein für Lernende relevantes Segment des deutschen Wortschatzes repräsentiert. Im Vorwort wird erklärt, dass man beim Verfassen des Wörterbuches davon ausging, dass der Lernende zunächst ein zweisprachiges Wörterbuch benutzt, das aber „in der Darstellung der Normen in der Zielsprache unter den Erwartungen bleibt und auch der Wortschatzvermittlung mittels der Systemdarstellung kaum genügen kann“ (S. VI). Deshalb betrachtet man das einsprachige Lernerwörterbuch als eine ideale Ergänzung zum zweisprachigen Wörterbuch, in dem der Benutzer solche Informationen bekommt, die in die Äquivalenzwörterbücher nicht aufgenommen werden können. „Dabei hat die Stichwortauswahl zu berücksichtigen, dass der Lernende zunächst mit einem Grundwissen ausgerüstet ist und so viel Wortschatz benötigt, wie er für die alltägliche Kommunikation braucht, dass aber dieser Wortschatzausschnitt

– etwa 17000 bis 20000 Stichwörter mit ihren Bedeutungen – in seiner ganzen Breite und mit allen seinen Regularitäten dargestellt werden muss” (S. VI). Dementsprechend nimmt dGWDF nicht viele Wörter auf, aber es will zu den aufgenommenen die größtmögliche Menge an Informationen geben.

In dem nächsten Teil des Vorspanns („Erläuterungen zur Konzeption des Wörterbuchs“) werden noch andere Kriterien der Lemmaselektion geschildert, die die Bestimmung der Zahl der Lemmata noch näher begründen. „Der Wortschatzausschnitt war auf die Bedürfnisse von Lernenden zuzuschneiden. Daher wurden die Stammwörter mit den wichtigsten Ableitungen ausgewählt, Komposita nur insoweit, als sie in ihrer Bedeutung nicht transparent sind und zugleich im Alltag häufig vorkommen. Fachwortschatz und stark regional eingeschränkter Wortschatz mussten weitgehend ausgeklammert werden, dgl. Veraltetes oder Veraltendes” (S. IX). Tatsächlich lassen sich sehr wenig Komposita unter den Lemmata finden. Da sich dieses Wörterbuch in erster Linie als ein Wörterbuch zur Sprachproduktion versteht (S. VI), kann dieses Selektionsverfahren gewisse Probleme aufwerfen. (Die Lernenden wollen bei der Textproduktion oft nachprüfen, ob das von ihnen gebildete Kompositum in der Fremdsprache in jener Form existiert. Die Liste der mit dem Stammwort bildbaren Komposita – die durchsichtigen brauchen nicht selbst lemmatisiert zu werden – kann bei dieser Kontrolle sehr hilfreich sein.) Die anderen Auswahlkriterien sind aus lernerlexikographischer Sicht begründet.

Der Aufbau des Wörterbuchs weicht von dem der großen Gesamtwörterbücher für Muttersprachler im Wesentlichen nur insofern ab, als der Nachspann auch Informationen enthält, die in den oben genannten nicht vorkommen, wie etwa die Wortfelder und eine Liste der häufigsten sprachwissenschaftlichen Termini. Laut Inhaltsübersicht findet man im Vorspann das „Vorwort“, „Erläuterungen zur Konzeption des Wörterbuchs“, „Hinweise zur Benutzung des Wörterbuchs“ und das „Abkürzungsverzeichnis“. In den „Erläuterungen“ werden die konzeptionellen Entscheidungen begründet bzw. geschildert, von denen an entsprechender Stelle noch die Rede sein wird. Die „Hinweise“ fassen alle wichtigen Informationen zusammen, die der Benutzer bei der Suche nach den benötigten Angaben braucht. Der Aufbau des Wörterbuchartikels, die Gliederung der Bedeutungen eines Stichwortes, die Formen der Bedeutungserklärung, die grammatischen Angaben, die stilistischen Markierungen, die Angaben zur Verknüpfungspartnerklasse und die Ausspracheangaben, also die Elemente der Mikrostruktur und die typographischen Zeichen, werden sehr detailliert beschrieben und mit Hilfe von Beispielen illustriert. (Dies geschieht jedoch in einer Sprache, die der Lernende, der vielleicht Lemmata wie „Brot“, „Kind“, „Ingenieur“ aufschlägt, nicht unbedingt versteht. Bei dem Lesen der Hinweise ist der Sprachlernende auf die Hilfe des Lehrers angewiesen.) Den „Hinweisen“ folgt eine Liste der im Wörterbuch verwendeten Abkürzungen.

Die Lemmata sind streng alphabetisch geordnet. Die Stichwörter einer Wortfamilie werden in einem Nest zusammengefasst, wobei, in Anlehnung an die Tradition des Handwörterbuchs der Deutschen Gegenwartssprache (Kempcke, Günter (Hg.): Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In zwei Bänden. Berlin: Akademie-Verlag, 1984) (HWDG), die trennbaren ersten Glieder (Präfixe, erste Glieder der Komposita) nur bei dem ersten Element des Nestes angegeben werden. Die etymologisch nicht zusammengehörenden Lemmata beginnen in einer neuen Zeile.

Die Verfasser des dGWDF sind offensichtlich darum bemüht, den Wortschatz des Deutschen nicht nur als eine Liste von Wörtern zu zeigen, sondern auch seine innere Strukturiertheit darzustellen. Neben Wortbildungsmustern und den Synonym- und Antonymrelationen wollte man weitere Zusammenhänge des Wortschatzes präsentieren. „Wir haben die Wortnetze als ein geschlossenes System dargestellt: jedes Stichwort wurde [...] auf ein Wort reduziert, das das Zentrum, den Kern, bildet und der Kernwort-Wörterbuchartikel umfasst in einer Art Register alle darauf beziehbaren Wörter. Durch die Zusammenordnung dieser alphabetisch mitunter weit auseinander liegenden Stichwörter werden dem Benutzer Zusammenhänge verdeutlicht, die ihm beim Nachschlagen des einzelnen Wortes sonst verschlossen bleiben“ (S. XI). Die auf solche Weise dargestellten Wortfamilien umfassen ein Netz von Ableitungen und Komposita, die am Ende des jeweiligen Wörterbuch-

artikels fettgedruckt und mit dem Zeichen ❖ abgetrennt sind. Die Elemente der Wortfamilie werden selbst lemmatisiert und am Ende ihrer Mikrostruktur steht wiederum ein Verweis auf das Kernwort der Wortfamilie.

Als eine wichtige Neuerung dieses Wörterbuchs gilt die mit der alphabetischen Anordnung parallel laufende onomasiologische Darstellung des Wortschatzes. „Den deutschen Wörterbüchern der Gegenwart ist wiederholt zu Recht der Vorwurf der ‚onomasiologischen Blindheit‘ gemacht worden. Wenngleich das Wortfeld keine so verlässliche Größe wie die Wortfamilie od. das Wortnetz darstellt [...], bieten Wortfelder sachliche und semantische Nachbarschaft, die dem Benutzer weitere Möglichkeiten der Systemzusammenhänge eröffnet“ (S. XI). Im Anhang befindet sich die Liste der über 80 Wortfelder, denen viele Elemente der Lemmareihe zugeordnet sind. In den betroffenen Wörterbuchartikeln werden diese Wortfeldzusammenhänge mit einem Verweis FELD gekennzeichnet. Diese vielfältige Darstellung der Systemzusammenhänge leitet den Benutzer vom Einzelwort zu den makrostrukturellen Relationen innerhalb des Wortschatzes und ist somit eine sehr große Hilfe bei der Wortschatzerweiterung.

Im Nachspann befinden sich außer den oben erwähnten Wortfeldern zwanzig grammatische Tafeln und eine Liste der verwendeten sprachwissenschaftlichen Begriffe.

Das bisher Gesagte impliziert, dass dGWDF eine sehr intensive Mediostruktur aufweist. Die intertextuelle Wechselbeziehung zwischen dem Vor-

spanntext, dem Wörterverzeichnis und dem Nachspann ist sehr aktiv, was zu den Stärken dieses Wörterbuchs gehört.

Weil dGWDF vor allem als Wörterbuch zur Sprachproduktion gedacht ist und es sein Wortmaterial in seiner ganzen Breite darstellen will, findet man darin eine sehr intensive Mikrostruktur. Ihre Elemente sind in den „Hinweisen zur Benutzung des Wörterbuchs“ detailliert beschrieben. Im Kopf steht bei fast jedem Lemma – zusammen mit der Wortklassenzuweisung und den sorgfältig dargestellten grammatischen Angaben – die Ausspracheangabe, worauf man in diesem Wörterbuch sehr großen Wert legt. Die stilistischen Gebrauchsnormen und Markierungen werden mit einem Raster von sechs Kategorien erfasst: es werden Stilebenen, Stilfärbungen, Soziolekt/Berufssprache, regionale Kennzeichnungen, temporale Kennzeichnung und fachsprachliche Kennzeichnungen angegeben, jeweils mit ihren Subkategorien.

Die wichtigste Komponente der Mikrostruktur, die Bedeutungserklärung, steht entweder vor den Kontextbeispielen – dies ist ihre häufigste Stelle in der Mikrostruktur – oder bei Verben hinter einem syntaktischen Gebrauchsmuster. Bei Phraseologismen dagegen steht sie in Klammern hinter einem Kontextbeispiel. Sie tritt entweder in Form einer Bedeutungsparaphrase oder einer Synonymangabe oder eines Kommentars auf. Auch die weiteren lexikalischen Informationen wie Verwendungsbeispiele (von den Kollokationen nicht getrennt dargestellt), Funktionsverbgefüge, Kol-

lokationen spielen bei der Bearbeitung der Lemmata eine sehr wichtige Rolle, wobei unter Kollokationen nicht nur Zweierkombinationen verstanden werden. Es wird versucht, eine neue lexikalische Angabeklasse – die der Verknüpfungspartnerklassen – bei Adjektiven, seltener bei Adverbien zu präsentieren. Darunter werden „Hinweise auf die typische Verknüpfbarkeit mit anderen Wörtern“ (S. XXV) verstanden. „Dies geschieht mit Hilfe eines Kommentars, der sich an die Bedeutungserklärung anschließt und die Beziehung angibt“ (S. XXV), z.B.: „*ungezwungen* [...] natürlich (3,4) und nicht durch Hemmungen geprägt, keinerlei Zwang (3) unterworfen“; SYN leger (1), [...] /auf Sprechen, Sichbenehmen bez./: [...]“, oder z.B.: „*nachdenklich* [...] 1.1 <nur attr.> ‚viel über alles nachdenkend‘ /auf Personen bez./; [...]“.

Die Phraseologismen werden – in Anlehnung an die Tradition des HWDG – am Ende des jeweiligen Wörterbuchartikels aufgelistet und erklärt. Sie nehmen „eine Sonderstellung ein, da sie als selbständige lexikalische Einheiten, als Mehrwortlexeme fungieren und meistens einem Vollverb oder Adverb entsprechen. Als selbständige lexikalische Einheiten können sie nicht Teil des Kontexts sein. Sie werden aus Raumgründen nur dem tragenden Wort der Wendung zugeordnet und hier am Ende des Wörterbuchartikels, außerhalb der Bedeutungsstruktur, abgehandelt“ (S. XIV).

Es sei noch eine wichtige Komponente der Lernerwörterbücher erwähnt: die Bilder. Man geht mit ihnen

bedauerlicherweise sehr sparsam um. Schon in der Kritik des LGDaF war dies ein sehr stark betontes Argument: Es sind zu wenig Bilder aufgenommen, obwohl Bilder eine sehr gute Ergänzung der Bedeutungserklärungen bilden können und sie in einem Lernerwörterbuch wirklich nicht fehlen sollten.

In solcher Kürze lassen sich selbstverständlich nicht alle lexikographisch relevanten Aspekte erfassen. Es handelt sich lediglich um eine Auswahl, um das Wörterbuch vorstellen zu können. Nach dieser ersten Analyse lässt sich sagen, dass das neue Lernerwörterbuch viele Innovationen verwirklicht hat, die sehr positiv sind. Einige Schwerpunkte der Lerner-

lexikographie wie Verständlichkeit der Sprache der Bedeutungsparaphrasen, Fülle, Gliederung und Darstellung der Informationen in der Mikrostruktur, Vorfindbarkeit der Derivate und Wörter mit trennbarem erstem Glied, somit die Benutzerfreundlichkeit der Zugriffsstruktur werfen aber weiterhin solche Probleme auf, die – wie im Falle des LGDaF – zu weiterführenden Diskussionen und Darstellungsvorschlägen anregen können. Zum Schluss lässt sich jedoch sagen, dass dGWDF auf jeden Fall im Sprachunterricht unter der Leitung der Lehrer eingesetzt werden und in jeder Schulbibliothek präsent sein sollte.

*Csilla Stockbauer (Budapest)*

**Knöfler, Markus/Plener, Peter/Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest 2000 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 35). 263 S.**

Eine Sammlung von Symposionsbeiträgen ist selbstredend keine Literaturgeschichte. Die im vorliegenden Band vereinigten Referate einer Tagung aus dem Jahr 1998 offerieren aber doch einiges Diagnostische, was die literarischen Orientierungen und kanonverdächtigen Werke der jüngsten Vergangenheit anbetrifft, zumal ein Gutteil der hier behandelten Texte aus den 90er Jahren datiert.

„Wegmarken“ in bezug auf die österreichische Literatur der 80er und 90er Jahre verspricht eingangs Klaus Zeyringer. Auf knappem Raum kann natürlich vieles nur aufgelistet werden, wobei die Zuordnung bisweilen motivisch (Heimat, Beziehung), ein an-

dermal formal (Experiment, Drama, Lyrik) erfolgt. Nicht ganz gerechtfertigt scheint der hohe Stellenwert, der Walter Gronds Kollektivprojekt „Absolut Homer“ eingeräumt wird. Von einigen eindrucksvollen Beiträgen abgesehen ist dieses in erster Linie durch die Höhe der zu seiner Realisierung aufgewandten Mittel außergewöhnlich. Den Rest tat das Blendwerk des Beipacktextes (Gronds auf ziemlich wackeligen historischen Spekulationen aufbauender programmatischer Essay), der ein Millenniumswerk versprach, das Anfang und Ende der Schriftkultur zusammenführt.

Eine kleine, durchwegs plausible Generationentypologie entwirft Bern-

hard Fetz unter der Rubrik „Die melancholische Generation“. Man könnte einwenden, daß dergleichen Generationenbezeichnungen zur Zeit üppig ins Kraut schießen, für diese Kategorisierung aber spricht, daß es unverkennbar neue Töne sind, die Fetz in Texten von Richard Obermayr, Bettina Galvagni und Kathrin Röggl – sämtlich Angehörige der ersten vollends pop-sozialisierten Generation – hörbar macht. Texte einer anderen Generation sind Thema von Daniela Strigl: die Alterslyrik von Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, Gerald Bisinger und Michael Guttenbrunner. In Form behutsamer und eingehender Interpretationen werden uns Gedichte „vom sich zu Ende schreibenden Leben“ (S. 45) nahe gebracht, sodaß der Leser nicht zu Unrecht den Eindruck gewinnt, er habe auch Wesentliches vom Lebenswerk der AutorInnen vermittelt bekommen. Versteinerungs-Allegorien in Geschichtsbildern des österreichischen Romans 1995 (Ransmayr, Menasse, Jelinek) macht Alexandra Millner auf höchst schlüssige Weise sprechend. Das Bild der Steinlandschaft präsentiert sich so eindringlich – wie das „Steinerne Meer“ (im leider nicht berücksichtigten) Roman von Clemens Eich – als „Sinnbild des Lebens“ und Randzone, „wo sich das Glück mit dem Irrsinn vereinigt.“ Attila Bombitz' engagierte Studie zum Werk Christoph Ransmayrs, „Die Welt als Meta-Morphisation“, verdeckt Erhellendes unter häufig sperrigen syntaktischen Konstruktionen und einer überstrapazierten Terminologie. Man weiß etwa nicht, was es bedeuten soll, daß „Bering auch die Dissemination der Liebe erkennt“

(S. 85). Da tummelt sich manch Wortgeklingel; auch daß Ambras und „embrasser“ zu assoziieren sind (vgl. S. 89), wird z.B. nicht richtig einleuchtend. Erfrischend hingegen ist die Schilderung der Abenteuer eines Übersetzers in Lajos Adamiks Beitrag „Mit Ransmayr in Straelen“.

Das Prinzip der Umkehrung und Retardation als Erzähltechnik in Menasses „Selige Zeiten, brüchige Welt“ analysiert Márta Horváth auf sehr plausible Weise, auf 5 ½ Seiten rollt sie in wohlthuender Aussparung postmoderner Rede das Wesentliche der Poetik des Romans aus. Zwei Beiträge widmen sich Werner Kofler, was angesichts seiner bisherigen und angesichts seines literarischen Ranges als geradezu spärlich zu bezeichnenden Rezeption mehr als gerechtfertigt ist. Auf prägnante Weise geht Edit Király den „Metaphern des Schreibens“ nach und macht die Poeto-Logik koflerscher Texte transparent. Klaus Amann verfertigt ein gerundetes Bild dieses Autors, seines Werkes und seiner Positionierung im literarischen Leben. Thomas Eder versteht es immer wieder, zur sogenannten „avantgardistischen“ Literatur mit einem „Schuhlöffel zum Hineinrutschen“ einen Zugang zu bieten, der einen gewinnbringenden und vergnüglichen Nachvollzug garantiert. So auch in seinen Ausführungen zu F. J. Czernins „Franz und Anna“ sowie Franzobels „Böselkraut & Ferdinand“. Auf ähnliche Weise macht Karl Wagner Handke zugänglich, im konkreten Fall dessen Prosa „In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus“. Indem er die verschiedenen Textschichten des Ro-

mans analysiert, unterscheidet sich Wagner wohltuend von manchem Jünger der sogenannten „Handke-Gemeinde“, der die Texte des Meisters gestisch verdoppelt und weiter enigmatisiert.

Den Un-Lust-Effekt, dessen prosaische Gründe und poetische Erscheinungsformen wie Witz und Karnevalisierung, rekonstruiert Konstanze Fliedl in Texten von Jelinek und Streeuwitz. Die Diagnose scheint unstrittig, und Fliedls Darstellung ist höchst überzeugend. Letzteres gilt auch für Juliane Vogels Interpretation von Jelineks „Sportstück“, die dem Leser manches Aha-Erlebnis beschert. Einen interessanten motivgeschichtlichen Aspekt behandelt Clemens Ruthner, indem er den „VampirInnen in der (österreichischen) Gegenwartsliteratur“ nachspürt. Er bringt nicht nur viel Spannendes zur Motivtradition ein, sondern geht auch detailliert den aktuellen Gestaltungsvarianten bei Jelinek, Muschg, Bachmann und Barbara Neuwirth nach. Die Parallelen zwischen Kleist und Josef Winkler, die Dániel Lányi sieht, wirken ziemlich konstruiert. Sie lassen sich wohl nur behaupten, wenn man einen eher groben Vergleich einiger Konstellationen anstellt und sämtliche bisher vorliegenden Studien zu Kleist und Winkler außer Acht läßt. Daß das thematische Zentrum in den meisten Kleistschen Werken „vom versuchten, geschehenen oder gefürchteten Beischlaf gebildet“ wird (S. 209), klingt über Gebühr psychonanalytisch simplifizierend. Eine eingehende Untersuchung zur Poetik der Krimis von Wolf Haas war längst überfällig, Peter Plener hat mit

seiner erhellenden Studie „Der Tor und der Knochenmann“ zahlreichen Haas-Lesern sicher eine große Freude bereitet. Ähnliches leistet Robert Pichl für Haslingers „Opernball“. Er zeigt differenziert, daß dessen Konstruktion weit subtiler ist als manches Feuilleton-Urteil darüber.

„Holz oder Urteil fällen“ übertitelt Edit Kovács die Analyse des Erzählgestus in Bernhards „Holzfällen“, in der stringent nachgezeichnet wird, wie die Gerichtssprache und die juristischen Denk- und Argumentationsweisen den narrativen Diskurs Bernhards durchziehen und prägen. Ein interessantes Genre hat Ralf G. Bogner zum Gegenstand stilkritischer Ausführungen gemacht, nämlich die Nachrufe Artmanns, Jelineks und G. Roths auf Thomas Bernhard. Es ist über Erwarten aufschlußreich zu erfahren, was diese Texte an Charakterisierungen nicht nur des Abgelebten transportieren.

Sieht man von den Beiträgen von Fetz und Plener ab, bietet der Band keinen besonders weiten Blick auf die gegenwärtige österreichische Literaturszene. Er trägt vielmehr vornehmlich dazu bei, einen beachtlichen Teil des unbestrittenen literarischen Höhenkamms noch ein Stück höher zu machen. Das soll nicht kritisch eingewendet werden, denn Arbeit am Kanon ist alles andere denn ein Vergehen, und die entsprechenden Texte empfehlen sich aus guten Gründen. Man hätte sich unter diesem Titel aber auch ein wenig mehr Pfadfindung im noch ungesicherten literarischen Terrain vorstellen können.

*Günther A. Höfler (Graz)*

**Linck, Dirck; Popp, Wolfgang; Runte, Annette (Hg.): *Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik.* Berlin: Verlag rosa Winkel, 1999 (= *Homosexualität und Literatur* 12). 416 S.**

Der Forschungsbereich „Homosexualität und Literatur“ der Universität Siegen widmete sein 8. internationales Kolloquium im Jahre 1997 dem Thema „Erinnern und Wiederentdecken“. Damit sollten Autorinnen und Autoren im Mittelpunkt stehen, die „wegen ihrer abweichenden Geschlechtsidentität und/oder wegen der Thematisierung des tabuisierten homosexuellen Begehrens [...] ignoriert oder folgenreich kritisiert wurden“ (S. 10). Behandelt wurde auf der Tagung auch die „Entstehung und Entwicklung einer lesbischen und schwulen Literaturgeschichtsschreibung sowie einer homosexuellen Ästhetik im Spannungsfeld zwischen heterosexueller Leitkultur und Marginalisierungserfahrung“ (ebd).

Nachdem einige Konferenzvorträge bereits in der Zeitschrift „FORUM Homosexualität und Literatur“ veröffentlicht wurden, liegen im nun zu besprechenden Band insgesamt 15 Beiträge vor, die drei Themenkomplexen zugeordnet sind: Konflikte zwischen den Ordnungssystemen der Majorität und minoritärer Kulturproduktion, Werke einzelner Autorinnen und Autoren sowie die „Provokation der Homosexualität“ für die tradierte Geschlechterordnung. Die Beiträge variieren in Epochen- und Autorenwahl: der Zeitumfang reicht vom Spätmittelalter über das 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, das geographische

Spektrum von Japan über Europa bis in die USA. Neben bekannten Schriftstellern wie Alfred Döblin, Thomas Mann oder Hans Henny Jahn werden auch Werke von bisher kaum untersuchten Autorinnen wie Margriet de Moor oder Annemarie Schwarzenbach behandelt. Eine Studie über Nijinsky, „den Gott des Tanzes als Clown Gottes“ (S. 319), ergänzt die Auseinandersetzung mit literarischen Texten. Im folgenden möchte ich auf einige Aufsätze mit germanistischem Bezug eingehen.

Eröffnet wird der Band mit einer rezeptionshistorischen Untersuchung von Sven Limbeck: „Plautus in der Knabenschule. Zur Eliminierung homosexueller Inhalte in deutschen Plautusübersetzungen der frühen Neuzeit“. An zahlreichen Beispielen wird veranschaulicht, wie homosexuelle Inhalte in Plautus' Werken, Jahrhunderte später, durch seine deutschen Übersetzer (Albrecht von Eyb, Jonas Bitner u.a.) eliminiert, neutralisiert oder uminterpretiert wurden. Als Mittel dazu führt der Autor neben der Tilgung erotischer Elemente (oder ganzer Passagen) sowie der Schaffung neuer Kontexte auch die Umwertung von Vorlagen (etwa die Heterosexualisierung griechischer Mythen), bewusste Fehlübersetzungen und die Auflösung von Doppeldeutigkeiten an. Es betraf sowohl die expliziten Benennungen als auch die bloßen

Andeutungen. Besonders interessant ist Limbecks Befund, dass eine Rezeption des Themas in lateinischer Sprache und die Reflexion darüber (Glossierung) durchaus möglich war, nur die Behandlung auf Deutsch galt als unangemessen. Der Autor betrachtet diese Übersetzungspraxis als Teil der Abnahme der Rede von Homosexuellen in bestimmten Diskursfeldern dieser Epoche, weist aber gleichzeitig auf die Entwicklung des entsprechenden Vokabulars in anderen Kommunikationsbereichen hin.

Wichtige Überlegungen zur Gesamthematik sind im historischen Überblick von Dirck Linck enthalten („Welches Vergessen erinnere ich? Zum Umgang der aufklärerischen Ästhetik mit einem Tabu“). Den Grund für die Tabuisierung der Männerliebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts sieht er in der Verbindung der ästhetischen Rede mit ethischen Normen. Linck zeigt, wie neben der „Moralisierung der Literatur“ auch „das bürgerliche Bedürfnis nach Durchrationalisierung der Gesellschaft“ zum „natürlichen Wegrücken des Sexuellen und Kreatürlichen“ beitrug (S. 81). Als Ergebnis wurde „der zwecklose sodomitische Akt“ zum Tabu, „weil er Natur und Vernunft insgesamt negierte“ (S. 84). Unter diesen Umständen waren auch literarische Darstellungen undenkbar. Erst als die „gesellschaftliche Rede und die ästhetische Rede“ als etwas „fundamental verschiedenes“ betrachtet wurden, war es wieder möglich, Homosexualität zu literarisieren: es zeichneten sich „ästhetische Alternativen zu einer homosexuellen Emanzipationsliteratur“ ab (S. 97). Im gan-

zen Beitrag ist das Misstrauen des Autors einer normierenden Emanzipation gegenüber zu spüren, womit auch der implizite Bezug zur gegenwärtigen Schwulenpolitik hergestellt wird.

In einem thematisch verwandten Aufsatz „Freundschaftsdämmerung: Johannes Müller, Sigismund Wiese, Friedrich Ramdohr und Heinrich Höbli“ begibt sich Robert Tobin auf ein heikles Terrain, indem er nach homoerotischen Elementen in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts sucht. Während die *Mainstream-Germanistik* eine „Homosexualisierung“ der Epoche ablehnt und an den sturm- und drängerischen Ethos, die leidenschaftliche Sprache des Freundschaftskultes appelliert, versuchen von Zeit zu Zeit „Provokateure“, Goethe und seine Zeit zu „outen“. Um beiden Extrempositionen zu entgehen, versteht Tobin Sexualität als „das tabuisierte Zentrum der Freundschaft“ im 18. Jahrhundert, das „nicht angetastet werden durfte, aber trotzdem präsent und zentral war“ (S. 209). Die Skandale um Autoren, wie den Historiker Müller, so Tobin, seien gerade mit dem Tabubruch, mit der in seinen Texten durchaus präsenten, sexuell interpretierten „Männerliebe“ zu erklären. Müllers Briefe waren seinerzeit skandalös, weil seine Zeitgenossen von der sexualisierten Art der Freundschaft wussten. Solche Skandale hörten mit der Zeit auf, weil um 1800 herum „eine allmähliche Austreibung der Sexualität“ aus der Freundschaft begonnen haben soll. Die Freundschaft wurde „langweilig, sie war nicht mehr heilig, nicht mehr Tabu“ (S. 196). Nach der

Trennung von Freundschaft und Liebe „konnte die Freundschaft nicht mehr schockieren; nur noch die Homosexualität vermag das“, und „als die Männerfreundschaft entsexualisiert wurde, wurde die heterosexuelle Freundschaft lebendig“ (S. 215-16).

Marita Keilson-Lauritz, befasst sich in ihrem Beitrag „Der schwule Kanon hinter der Tapete oder: Die eigene Literaturgeschichte als Provokation“ mit den Anfängen schwuler Literaturkritik und Literaturgeschichtsschreibung während der Kaiserzeit und der Weimarer Republik. Nach der Erläuterung der Relevanz des Literarischen für die erste Schwulenbewegung analysiert die Autorin die Belege in der Zeitschrift „Der Eigene“ und im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“, ferner die ersten Anthologien und motivhistorischen Darstellungen. Gleichzeitig macht sie auf die Rolle des (schwulen) Publikums und der Rezeption aufmerksam, zu der sie auch die damaligen Literaturkritiker als „offizielle schwule Leser“ zählt. Sie plädiert für eine „schwule Literaturgeschichte, die sich selbst als ein Kommunikationsprozeß wahrnimmt, in dem die Dinge – die Texte, die Autoren und die Leser – in einem lebendigen Zusammenhang stehen“ (S. 190). Eine Auffassung, die mit den Zielsetzungen literatursemiotischer Ansätze durchaus übereinstimmt.

Ein bisher kaum erforschtes Zeitalter und Textkorpus behandelt Christian Klein unter dem Titel „„Daß Du mir nicht nach Mädchen riechst...“ Neuauflagen und Neuerscheinungen homoerotischer Literatur in Deutschland und in der Schweiz zwischen

1933 und 1945“. Der Autor versucht, in Texten aus einer Zeit verschärfter Verfolgung homoerotische Elemente und Kodierungsstrategien zu identifizieren. Unter den „Signalen auf Homosexualität“ aus Text und Kontext führt er die Anspielungen, die intertextuellen Bezüge, den Antiken-Rekurs auf, ferner die sexualisierte Beschreibung von Landschaften und Gegenständen sowie die Gattungswahl Landsknechtsromanze, Rollengedicht). Etwas unsicher wird diese Interpretation, wie Klein selbst bemerkt, dadurch, dass die Grenze zwischen homosexuellem Begehren und asexueller Kameradschaft ziemlich unscharf ist. Als Konklusion stellt er fest, dass nicht jede Beschäftigung mit homosexuellen Themen während der NS-Zeit verboten war (S. 148).

„Warum es sinnvoll und notwendig ist, die Lesbenliteratur zu *kanonisieren*?“ fragt Christoph Lorey in seinem „Beitrag zur Neuorientierung der deutschen Literaturgeschichtsschreibung“. Er erkennt nicht nur die Machtbezogenheit, sondern auch die „Widersprüchlichkeit und Polyvalenz der Kanonizität“, die durch gleichzeitige „Ausgrenzung und Integration“ zustandekommt (S. 156). Die Aufgabe sieht er deshalb nicht in der Auflösung des Kanons, sondern in der Bemühung, darin einen entsprechenden Platz für die Texte lesbischer Autorinnen zu finden. Damit widerspricht Lorey den aktuellen Trends, die geschlechtliche Identitätsprägungen und jegliche Festlegungen, wie die Kanonbildung selbst, ablehnen. Nach einem Überblick über die Entwicklung der gleichgeschlechtlichen Liebe zwi-

schen Frauen als Thema der deutschsprachigen Literatur (mit Ausblick auf den sozialen Kontext, die relevanten Periodika, die literarisierten Themen und ihre Darstellungstechniken), formuliert er das Ziel der Kanonisierung lesbischer Literatur: die Eingliederung dieser Werke „in das soziale Funktionsprogramm der Schulen und Universitäten“ in das Programm, „das den Zugang zur Literatur und dadurch zum ‚kulturellen Kapital‘ reguliert“ (S. 164).

Insgesamt leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung dieses Forschungsgebietes. Zum einen werden kaum berücksichtigte oder längst vergessene Autoren

sowie ihre Texte ans Licht gebracht, zum anderen verhilft der Aspekt der Tabuisierung und Enttabuisierung, die Sensibilisierung für Kodierungsstrategien zum differenzierteren Umgang auch mit bereits erforschten Epochen und Themen. Der Einbezug einschlägiger Praxen wie die Übersetzung oder Kanonisierung ist ebenfalls zu begrüßen.

Es bleibt dem Rezensenten, den Mitarbeiterinnen bei der Erhaltung und Weiterentwicklung des Forschungs- und Lehrgebietes weiterhin viel Glück und Erfolg zu wünschen.

*Mihály Riszovannij (Berlin)*

**Löser, Philipp: Mediensimulation als Schreibstrategie: Film, Mündlichkeit und Hypertext in postmoderner Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999 (= Palaestra: Untersuchungen aus der deutschen und skandinavischen Philologie 308). 282 S.**

Mit Hinblick auf den heutigen Stand der theoretischen Diskussion über die miteinander rivalisierenden Medien des 20. Jahrhunderts kann die Aktualität von Philipp Löser's Arbeit – die 1997 von der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen als Dissertation angenommen wurde – kaum bezweifelt werden. Die hier zum Ausgangspunkt erhobene Konfliktlage, in die das Medium Schrift – und demzufolge die Praxis des literarischen Schreibens – durch Konfrontation mit anderen Kommunikationstechnologien gerät, ist in der Fachliteratur schon mehrmals diagnostiziert worden. Die Besonderheit des vorliegenden Buches besteht nicht in der Themenwahl der

Medienverhältnisse selbst, sondern im Stellenwert, der den Kommunikationstechnologien in der Gestaltung von literarischem Schreiben zugeschrieben wird. Das zeigt sich schon anhand der Grundüberlegungen und Ausgangshypothesen, die in der Einleitung klar vorgestellt werden.

Löser's Studie setzt sich kritisch mit der Rede von einem Mediendeterminismus auseinander, derzufolge als einzige Auflösungsmöglichkeit der medialen Konfliktlage die Auflösung des literarischen Schreibens selbst und der Untergang der alten Kommunikationstechnologie der Schrift zu erwarten wären. Statt dessen wird hier die These vertreten, daß die Praxis des

Schreibens imstande ist, durch den Einsatz verschiedenster Mechanismen oder Strategien sich zu erneuern und das Medium der Schrift vor dem Einfluß anderer Kommunikationstechnologien zu beschützen. Demzufolge ist die Erschöpfung der Literatur oder der tatsächliche Übergang zu neuen Medien nicht zu fürchten. Zwar wird hier also den Medien eine Gestaltungskraft bezüglich der Organisation menschlicher Sinneserwartungen und kultureller Praktiken nicht abgesprochen, diese Gestaltungskraft wird aber nicht als etwas Absolutes gesetzt, eher mit der von Metaphern verglichen. „Wie Metaphern sind auch Medien in der Lage, Wirklichkeitsbereiche in spezifischer Weise vorzustrukturieren und auf diese Weise Komplexität einzuschränken bzw. Orientierungshilfe zu leisten. Dabei haben sie aber nichts Zwingendes: Sie können manipuliert, uminterpretiert oder gewichtet werden“ (S. 13).

Wie sich schon am Titel ablesen läßt, wird dieses Buch einer besonderen Gruppe der Schreibstrategien gewidmet: der Mediensimulation. Dabei soll es um einen virtuellen Medienwechsel gehen, d.h. um die Vortäuschung von Eigenschaften der rivalisierenden Kommunikationstechnologien in dem alten Medium der Schrift selbst, damit „die kompromittierte oder problematisierte kulturelle Praxis des Schreibens dezentriert und neu formiert werden kann“ (S. 11). Die Möglichkeit einer solchen Strategie ergibt sich aus der schon erwähnten Auffassung von Medien als Metaphern. Demzufolge ist die Funktion einer Kommu-

nikationstechnologie nicht in ihrer empirischen Gegebenheit begründet, sondern in den jeweiligen Konzeptualisierungen, die über das jeweilige Medium existieren. Aufgrund dieser These kann Löser behaupten: „Die metaphorische Rede vom Medium als Metapher wird in Teilbereichen der Literatur buchstäblich [...]. Die Vorstellungen, die ein Text sich von den Eigenschaften und Folgen von Hypertext, Oralität o.ä. macht, werden metaphorisch genutzt, um den Bereich der Schrift umzustrukturieren“ (S. 14).

Obwohl der Gebrauch des Begriffs-paars ‚modern‘ – ‚postmodern‘ in dieser Studie unproblematisiert bleibt, kann er als vorläufige Bezeichnung der behandelten Problematik akzeptiert werden. Wie der Autor mehrmals artikuliert, steht eine Spaltung zwischen ‚Schrift‘ und ‚Schreiben‘ im Zentrum der Modernität. Mit ‚Schrift‘ verbinden sich – in Ablehnung von Derridas ‚Schrift‘-Begriff – Einschätzungen wie ‚Zentralisierung‘, ‚Homogenisierung‘, ‚Totalisierung‘ oder ‚Vereinheitlichung‘ im Zeichen des Logozentrismus und der Konventionen der Gutenberg-Galaxis (McLuhan). ‚Schreiben‘ dagegen verweist auf die Selbstbezüglichkeit und strikte Differentialität der symbolischen Ordnung, die jede feste Bedeutungskonstitution untersagt und zur Zerstörung aller Fiktionen von ‚Subjekt‘, ‚Seele‘, ‚Autor‘ oder eben von ‚Wahrheit‘ und ‚Welt‘ führt. Über die Postmodernität wird dagegen behauptet, dass sie diese Problematik von Schrift und Schreiben immer auf einen der Pole hin aufzulösen versucht. Es wird also ent-

weder „die Sicherheit alter Werte“ oder „die neu erkannte Relativität und Differentialität von Erfahrung und Sprachsystemen“ bevorzugt (S. 217). Diese Bipolarität lässt das moderne Dilemma vielleicht schematisch zu vereinfacht erscheinen, doch Lösers Arbeit beweist, dass die eigentliche Entscheidung durch eine Pluralität unterschiedlicher Konzeptualisierungen getroffen werden kann.

Mit der Auswahl der Schriften von Thomas Bernhard, Italo Calvino, Rainald Goetz, Andreas Okopenko, Georges Perec und Botho Strauß erstrebt Löser keine Vollständigkeit. Die kleinen Textausschnitte gelten als Beispiele, an denen die verschiedenen Strategien der Mediensimulation anschaulich gemacht werden sollen. Zugunsten der Darstellung umfassender Tendenzen hinter den einzelnen Schreibstrategien, d.h. eines Dilemmas der Entscheidung zwischen den beiden erwähnten Polen, wird sogar auf eine vollständige Typologisierung der möglichen Mechanismen verzichtet.

Der Verfasser versucht seinem Gegenstand durch einen doppelten methodologischen Ansatz gerecht zu werden. Einerseits greift er bei der Interpretation der Textausschnitte auf textanalytische und hermeneutische Methoden zurück. Andererseits werden medientheoretische und mediensoziologische Überlegungen miteinbezogen, damit die einzelnen Lektüren in allgemeinere Muster genauer eingeordnet werden können.

Die vier thematisierten Kommunikationstechnologien werden in einzelnen Kapiteln behandelt. Die Arbeit setzt mit den Überlegungen zum Film ein. Anhand von Textbeispielen aus

„Paare, Passanten“ und „Der junge Mann“ von Strauß, „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ von Calvino, bzw. „Irre“ von Goetz werden hier vier Typen von Filmsimulation identifiziert und herausgearbeitet: (1) die Unmittelbarkeit des Films; (2) Montage als Adaptation; (3) Metafiktionen des Films; (4) Gedächtniskino. Daran schließt sich ein Kapitel über Schrift an, in dem die Vorstellungen präsentiert werden, die literarische Texte sich über die Niederschrift von Buchstabenfolgen auf Papier oder das Endprodukt Buch machen. Das dritte Kapitel über Mündlichkeit analysiert verschiedene Texte von Strauß bzw. Bernhard, während das Hypertext-Kapitel „Beginnlosigkeit“ von Strauß, einige wirkliche Hypertexte und die Gattung des ‚Lexikon-Romans‘ behandelt. Das letzte Kapitel kehrt die Richtung der Untersuchungen um, indem hier die Möglichkeiten der Simulation einer neuen Form von Schrift in Computertechnik thematisiert werden.

Am Ende der Analyse werden keine weitgehenden Konsequenzen hinsichtlich einer endgültigen Lösung der modernen Problematik oder der Zukunft der Literatur gezogen. Im Sinne von ‚conceptual relativism‘ lässt sich nämlich keine von den postmodernen Strategien als *die* Erfolgreichste bevorzugen. Die angewandten Mechanismen einer Mediensimulation können nur scheinbare Lösungen finden, die immer nur mögliche Konzeptualisierungen bleiben müssen.

*Andrea Némedi (Szeged)*

**Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller (zwischen) zwei Kulturen: Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdt. Kulturwerk 1999. 412 S.**

„Liebe zum Detail“ ist das erste Urteil, das sich nach der Durchsicht dieses Buches einstellt. Altbekanntes erscheint aus der Sicht der natürlicherweise deutschlandzentrierten Germanistik im neuen Licht, Nie- oder Seltengehörtes stört beruhigend in Form von rund 30 Beiträgen die kanonisierte Ordnung der deutschsprachigen Literatur. Das Spektrum ist breit; an dieser Stelle kann nur auf einiges eingegangen werden:

Lenaus Verhältnis zur ungarischen Sprache und Kultur schildert Antal Mádl in einer gelungenen Mischung aus Verallgemeinerung und positivistischer Detailbeobachtung. Literatursoziologischer Prägung ist der mit vielen literaturgeschichtlichen Hinweisen versehene Beitrag von László Tarnói über die deutschsprachige Literatur der ungarischen Hauptstadt zwischen 1790 und 1810. József Grundl untersucht das kulturell, psychologisch sowie auch politisch interessante Verhältnis des Dichterehepaars Bamberg-Batsányi zur eigenen Muttersprache wie zur Sprache und Kultur des Ehepartners. Anton Janko beschäftigt sich mit Leben und Werk des leider vergessenen deutschschreibenden slowenischen Dichters Johann Anton Suppantšič und zeigt, daß Sprache und nationale Identität in der behandelten Epoche durchaus verschieden sein konnten. Daß die Grenzen zwischen den verschiedenen Identitäten früher einen ganz anderen Stellenwert

hatten, als es uns aus heutiger Perspektive erscheinen will, zeigen auch die Beiträge von Szabolcs Boronkai (über Moritz Kolbenheyer) und Mira Miladinović-Zalaznik (über Carl Alexander Ullepitsch).

Über viele mehr oder weniger unberechtigt vergessene Dichter bietet der Sammelband zahlreiche Beiträge. Eduard Schneider (München) schreibt über den Banater Willy Stepper-Tristis, George Guțu (Bukarest) würdigt Georg von Drozdowskis interkulturell-poetische Leistung, Maria Berceanu (Temeswar) nimmt die Banater Dichterin Hilde Martini-Striegl unter die Lupe, András Balogh den Banater Avantgarde-Dichter Franz Liebhard. Die Liste ließe sich fortsetzen, aber auch aus dem bisher Gesagten geht eindeutig hervor: dieses Buch läßt sich als eine Art von „kommentiertem Nachschlagewerk“ lesen.

Das umfangreiche Personenregister dient auch zur Orientierung auf einem Randgebiet der deutschen Literatur. Wichtige Vertreter osteuropäischer Nationalliteraturen werden aus der Sicht der Germanistik in ein neues Licht gestellt, z.B. in der Studie von Katalin Hegedűs-Kovačević über den Begründer der serbischen Moderne Todor Manojlović. Auch Franz Hutterer stellt einen bedeutenden serbischen Autor, Alexander Tišma, aus der Sicht seiner Zweisprachigkeit vor. Zeitgenössischen Autoren widmen sich Michael Markel (Oskar Pastior),

Neva Šlibar (György Sebestyén), Imre Kurdi (Márton Kalász), Mária Kajtár (Péter Nádas), Julianna Wernitzer (Péter Esterházy) und Peter Motzan (György Dalos). Eine große Lücke schließt die Studie von Irmgard Ackermann (München) über den Beitrag ungarischer Autoren zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Sehr nützlich sind die diesem Text nachgestellten „Bio-bibliographischen Angaben zu den angeführten Gegenwartautoren“ (S. 329 ff.). Vergleiche bieten Dagmar Košťálová (Ivan Krasko und Hofmannsthal) und Zoltán Szendi (Kálmán Mikszáth und Ödön von Horváth). Dem Phänomen der Zweisprachigkeit mehrerer Generationen sind die Studien von Ferenc Szász (Sprachgebrauch ungarischer Literaten zwischen 1848 und 1918)

und Péter Varga (Sprache und Identität der osteuropäischen Juden) gewidmet.

Deutsche Literatur mit ostmitteleuropäischen Wurzeln. Es gab sie und es gibt sie noch; sie ist aber alles andere als einheitlich. – Das ist das Wichtigste, was sich beim Leser herauskristallisiert. Vollständigkeit zu erwarten wäre sicher verfehlt; am Ende dennoch ein kritischer Hinweis: Ein grosser (auch) ungarischer Dichter, der zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen lebte und als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller den Büchner-Preis erhielt: Tábory György alias George Tábory wird in diesem Band nur zweimal kurz erwähnt.

*László Kovács (Székesfehérvár)*

**Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie.** Hg. v. Martin Huber und Gerhard Lauer. Tübingen: Niemeyer 2000. 626 S.

Seit den 80er Jahren ist der Impuls zur theoretischen und methodologischen Präzisierung einer nicht-reduktiven Sozialgeschichte der Literatur sichtlich erlahmt. Neuere Paradigmen einer kulturwissenschaftlichen Kontextualisierung von Literatur haben die gesellschaftsgeschichtlich orientierten Vermittlungsversuche von Sozialsystem und Symbolsystem abgelöst. Für das vielbeschriebene ‚Scheitern‘ des Projekts, das die erkennbar disparaten Bände von „Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ anzeigen, gibt

es Gründe: den eminenten Komplexitätszuwachs disziplinären und interdisziplinären Wissens, der nicht allein die Überprüfbarkeit des Vermittlungspostulats von Text und Kontext in Frage stellt. Zumindest greift ein Komplexitätsbewußtsein Platz, das sich gleich vorab lieber bescheidet. Und eine Form dieser Bescheidung besteht darin, Theorie zu rekonstruieren oder, sagen wir, Systemtheorie der Literatur zu betreiben, um sich auf soweit gesichertem Terrain zu bewegen.

Von derartiger Komplexitätsreduk-

tion will sich der vorliegende Sammelband freihalten, wenn er sich auf die aktualisierende Fortschreibung der älteren Problemstellung versteht. Er will deren Verdienste mit neueren disziplinären Entwicklungen auf vier Feldern verbinden: den Medien, den Geschichts- und Humanwissenschaften und der Theorieentwicklung. Die Herausgeber leiten daraus ein ‚Forschungsprogramm der Literaturwissenschaft‘ ab, das sich auf die Psychologie, die Neurowissenschaften und die Biologie ebenso ausweitet wie auf die „Cultural Studies“ und die ‚härteren‘ Naturwissenschaften samt Mathematik. Gespannt greift man deshalb nach einem Band, der eine ambitionierte Modellierung auf dem neuesten Theorie- und Wissensstand verspricht, um mit der „Modernisierung der Sozialgeschichte der Literatur“ (S. 8) eine „produktive Chance literaturwissenschaftlicher Umorientierung“ (S. 11) zu erschließen. Zu sichten bleibt, ob daraus *methodische* Perspektiven erwachsen.

Gerade in dieser Hinsicht verhalten sich die Beiträge jenseits von Diagnose und Postulat eher zurückhaltend. Das Divergieren in ganz verschiedene Richtungen (Gedächtnistheorie, Hirnforschung, Wissens- und Medienkompetenztheorie, Germanistikgeschichte im Nationalsozialismus, Physiognomik, britischem Film und vieles andere mehr) scheint freilich auch dem Sachverhalt geschuldet, daß es sich um eine (explizit so nicht ausgewiesene) Festschrift für die geehrten Wolfgang Frühwald und Georg Jäger handelt. Sondert man

die in drei Rubriken versammelten Beiträge (I. ‚Anthropologie/Semiotik‘, II. ‚Sozialsystem/Symbolsystem‘, III. ‚Wissen/Kultur/Medien‘) nach ihrer methodologischen Profilierung, so ergeben sich wenige textbezogene Perspektiven, an die das alte Vermittlungsproblem von Symbolsystem und Sozialsystem für eine differenzierte Ausarbeitung anschließen könnte. In jedem Fall kommt mit Ausnahme des Beitrags von Jan-Dirk Müller zu einer „Mediävistischen Kulturwissenschaft“ kaum mehr die uneingelöste, wie mir scheint aber zentrale Konzeption einer ‚Sozialgeschichte *im Text*‘ (Schönert) zu Wort: eine sozialgeschichtliche Betrachtung also, die die historische Vermitteltheit eben auch an der Form der Texte nachweist. Die Idee scheint insofern aus den Augen geraten zu sein, als die alte Polemik der Sozialgeschichte gegen die ‚Werkimmanenz‘ seit Anfang der 70er Jahre fortbesteht.

Dem „Versprechen der Sozialgeschichte (der Literatur)“ widmen sich die höchst aufschlußreichen Beobachtungen Jürgen Fohrmanns, die das Projekt nicht nur dekonstruieren, sondern auch dessen Unabgegoltene auf ein Programm hin öffnen. Fohrmann hebt auf das grundsätzliche Problem ab, das aus der Möglichkeit einer wechselseitigen Paradoxierung von Text und (pluralisierenden) Kontext(en) resultiert. Er macht so auf eine zentrale Schwierigkeit aufmerksam, die von der Sozialgeschichte der Literatur überraschenderweise selbst gar nicht recht reflektiert worden sei. Nicht nur der Text ist ja, Einsichten

des Poststrukturalismus zufolge, kaum mehr als kategoriale Größe zu beschreiben, sondern Ähnliches gilt auch für ‚die‘ Gesellschaft und deren ‚Erreichbarkeit‘ (so nach einem einschlägigen Titel von Peter Fuchs). Eine systemtheoretisch ausgerichtete Literaturwissenschaft habe deshalb die „Interessiertheit“ der Sozialgeschichte beerbt. Das Bewußtsein aber von der Unhintergebarkeit des historischen Aprioris der älteren Sozialgeschichte sei demgegenüber wiederum fruchtbar zu machen: anzugehen in einer diskursanalytischen Perspektive, die den historischen (sozialen) Ort ins Zentrum rückt, an dem die „Äußerungen in ihrer Figuration entstehen und hier das erste Mal in Wirkung treten, gekoppelt mit den Voraussetzungen (etwa: medialer Art), die *diese Form* der Äußerungen möglich gemacht haben“ (S. 112). Eine solcherart konstellative Lektüre sozialer Ereignisse *in* Texten zielt mit dem Programm einer „historische[n] Rhetorik der Kultur“ (S. 112) auf den Kompetenzkern einer „Philologie der Sozialgeschichte“ (S. 110).

Auf hohem Reflexionsstand mit unterschiedlich überraschenden Vorschlägen bzw. Problematisierungen einer Möglichkeiten der Sozialgeschichte bewegen sich zahlreiche Beiträge des Bandes. Hervorgehoben werden können davon nur wenige. Im Rekurs auf die eigenen Forschungsergebnisse postuliert Claus-Michael Ort die „Aktualität“ der „Sozialgeschichte“ als Herausforderung der Literaturwissenschaft“. Bemerkenswert sind seine Überlegungen zur Anwendbarkeit auf die ‚vor-autonome‘

Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, wobei zur Rekonstruktion ‚sozialer Interaktionsmedien‘ (Parsons) wie ‚Geld‘, ‚Macht‘ usw. das Habitus-Konzept Bourdieus der Prüfung anempfohlen wird. Ort stellt die (unbeantwortete) Frage, unter welchen Umständen welche Literatur für welche (politischen, religiösen, pädagogischen, moraldidaktischen) Diskurse und ihre sozialen Herkunftssysteme nicht nur die Funktion eines zusätzlichen Verbreitungsmediums, sondern auch eines ‚Erfolgsmediums‘ (etwa in einer neuen Dramenform) erfüllt (S. 126).

Praktisch demonstriert werden ‚Austauschbeziehungen‘ zwischen den Disziplinen von Rainer Kolk („Literatur, Wissenschaft, Erziehung“) am Erziehungsdiskurs bei Hesse und der literaturreferentiellen Kontrafaktur in Robert Walsers „Jakob von Gunten“ (die so das Literarisierungspotential nicht-literarischer Diskurse beleuchtet). Eine Ahnung von den Schwierigkeiten einer nicht-reduktiven Sozialgeschichte der Literatur vermittelt die Rekonstruktion der Wissensvoraussetzungen zum historisch angemessenen Verständnis eines einzigen Satzes aus Thomas Manns „Buddenbrooks“, die der Beitrag von Fotis Jannidis unternimmt („Literarisches Wissen und Cultural Studies“): Ernst genommen, so sieht man ein, wird jede annähernd genaue Ermittlung allein des positiven Wissens selbst bei kleinsten Texteinheiten schlicht zum Darstellungsproblem. Die „Cultural Studies“ und ihr programmatischer Eklektizismus sollen deshalb eine Rahmentheorie als „Suchraster für

Textphänomene" (S. 355) in Verbindung mit sozialen Praktiken zur Konstruktion des Autor- und Leserbildes durch die kommunikativen Mittel des Texts bereitstellen. Erschließend ist der Ansatz, wenn er linguistische Modelle der kognitiven Sprachverarbeitung (Präsuppositionen, konversationelle Implikaturen) auf die Abduktion nach Peirce überträgt. Relevant ist dies für die Vermittlung von Weltwissen und Textwissen, weil es sich eben nicht um logische Schlüsse handelt, sondern um *Interpretationen*, die mit Lücken und Leerstellen rechnen müssen; und die werden vom Leser eben individuell gefüllt. Eine Rahmentheorie der ‚kulturellen Produktion subjektiver Formen‘ (S. 351) stellen nun gerade die „Cultural Studies“ bereit: die Sammelbezeichnung für eine narratologische und semiotisch operierende Interpretationstätigkeit bei unterstellter politischer Relevanz im agonalen Aushandeln von Bedeutungen durch Dissens, ohne daß daraus aber, wie Jan-nidis einräumt, bereits die Möglichkeit resultiert, umfassendere Zusammenhänge auf mittlerem Komplexitätsniveau zu integrieren.

Wichtig erscheint mir der Beitrag von Jan-Dirk Müller, weil er in Berufung auf das bereits zitierte Postulat Schönerts die Historizität *im* Text sucht: an spätmittelalterlichen Maeren, einfachen Textformationen also, an denen Müller die auch für eine mediävistische Sozialgeschichte der Literatur zentrale Kategorie des gesellschaftlichen Imaginären (S. 481) erweist. Vor allem dort findet ja die

Konstruktion sozialer Wirklichkeit statt. Und diese erhellet sich an der Doppelung von je historischer Geltung einer Textformation *und* der nachträglich beobachteten Differenz. Indem ein Text „gängige Argumentationsmuster und Metaphernketten narrativ konkretisiert und in Handlungsfolgen ausfaltet, läßt er momenthaft ans Licht treten, was in ihnen ausdrücklich nicht zur Sprache kommen kann“ (S. 481). Aus diesem Überschuß könne der Kulturwissenschaftler die Voraussetzungen rekonstruieren, die werk- und epochenimmanent „nicht wahrgenommen werden“ sollen (ebd.). Die Differenz eröffnet eine „doppelte Perspektive“: auf die je konventionelle bzw. normative Ordnung und ihr Anderes, die beide zusammen historische Phantasmen der Strukturiertheit von Gesellschaften begründen. Und zu deren Ermittlung kann man mit Müller die erarbeiteten textanalytischen Methoden geltend machen – also für eine Kulturwissenschaft als Textwissenschaft plädieren.

Wie die Historizität dieses gesellschaftlichen Imaginären an der Form der Texte zu erfassen wäre, das Kernproblem einer Sozialgeschichte als *Literaturwissenschaft*, davon erfährt man im vorliegenden Band vergleichsweise wenig. Sie durch immanente Analyse zu ermitteln, postulierte einst Adorno. Methodologisch auf die genuin ‚philologische Erkenntnis‘ hin reflektiert wurde die Idee dann von Szondi, der im ganzen Band keine einzige Erwähnung findet. Genau die philologische Erkenntnis zielte auf

den Kern einer textbezogenen Kulturwissenschaft, die ihre analytischen Einsichten in die Funktionsweise von Texten zur Beobachtung und Historisierung gesellschaftlicher Transformationen nutzbar machte. Angebote, wie man historische Differenziertheit als Textur kategorial erfassen könnte, wie daraufhin die Historizität dieser Texturen zu einer textinternen erwiesenen Strukturgeschichte voranzutrei-

ben wäre, sind aber bislang wenig präzisiert worden. Von solcherart Ambitionen einer Literatursozialwissenschaft im Text scheint die postsozialgeschichtliche Medienkulturwissenschaft einigermaßen entfernt.

*Stefan Scherer (Karlsruhe)*

**Pogarell, Reiner; Schröder, Markus: Wörterbuch überflüssiger Anglizismen. Paderborn: IFB Verlag 1999. 163 S.**  
**Krämer, Walter: Modern Talking auf deutsch: Ein populäres Lexikon. München: Piper Verlag 2000. 261 S.**

Die Arbeiten von Pogarell/Schröder und Krämer gehören in einen besonderen Bereich der Sprachbeschäftigung und -betrachtung. Dieser Bereich wird von Antos „Laien-Linguistik“ genannt (Antos, Gerd 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Tübingen: Niemeyer (RGL: 146)) und umfasst die ganze Palette der sprachlichen Ratgeberliteratur, Stilfibeln, Briefsteller wie auch der Gebrauchsgrammatiken und Lexika jedweder Art für sprachliche Problem- und Zweifelsfälle (ebd.: 26).

Beide Werke sind gegen den um sich greifenden Anglizismengebrauch im Gegenwartsdeutsch gerichtet. Unter Anglizismus werden dabei generell englische (angloamerikanische) Ein- und Mehrwortlexeme verstanden, die jemals in einem deutschen Kontext vorkamen. Als Problemfall gelten für die Autoren vor allem diejenigen Anglizismen, in deren phonetisch-phonetischer und/oder orthographi-

scher und/oder semantischer Struktur quellsprachige Eigentümlichkeiten vorhanden sind – also Hand aufs Herz, so gut wie alle. Den Autoren beiden Wörterbücher ist die Absicht gemeinsam, Sprachteilhabern vom „übermäßigen“ Anglizismengebrauch im Deutschen abzuraten, im Sinne eines gemäßigten und eingeschränkt gegen Xenismen – weil nur gegen Anglizismen – gerichteten Sprachkonservatismus. Als Argument dafür werden in den Vor- bzw. Nachworten neben traditionellen sprachpflegerischen Besorgnissen auch neuere angeführt, die zuerst in Dieter E. Zimmers „Deutsch und anders“ (1997) zu lesen waren: Neben den ‚Klassikern‘ wie z.B. „unsere Sprache droht [...] ihren Status als eigenständige Kultursprache zu verlieren“ (Pogarell/Schröder: 8; im Weiteren: Pogarell), oder „Vielleicht schaffen wir es ja doch aus eigener Kraft, [...] daß das in Jahrtausenden gewachsene Kunstwerk

„Deutsche Sprache“ nicht zu einem Pidgin-Dialekt zerbröselt“ (Krämer: 262) erscheinen auch ästhetische und sprachsoziologische Bedenken. Das „Mischmaschdeutsch“ sei unschön, es wirke peinlich auf englischsprachige Besucher und sei auch für viele Menschen nicht mehr verständlich (Pogarell: 8).

Dass Anglizismen im öffentlichen bzw. alltäglichen Sprachgebrauch für viele Menschen Kommunikations-schwierigkeiten bereiten, ist ja ein Problem, dessen Vorhandensein empirische Untersuchungsergebnisse seit den 70er Jahren mehrfach bestätigt haben. Dagegen kann es vielleicht als eine neuere Entwicklung, als Zeichen schrumpfender Sprachloyalität und zunehmender Fremdsprachenbeherrschung bewertet werden, dass beide Autoren (halb ernst, halb ironisch) die Möglichkeit erwägen, in Zukunft das Englische als Verkehrssprache statt des Deutschen einzusetzen – was übrigens nach Stickels Umfrage (1997) bemerkenswerte 29% der deutschen Bevölkerung für „sehr gut/gut“ hielt (Gerhard Stichel: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: IDS-Jahrbuch 1998: 41 f.). Wie dem auch sei, Bemühungen um die Abschaffung von durch Anglizismen verursachten Sprachbarrieren treffen zweifellos auf einen berechtigten Anspruch des Englischen nicht mächtigen Teils der Gesellschaft. Gehen wir also nun der Frage nach, inwiefern die beiden Wörterbücher zur Lösung dieses Problems beitragen.

Pogarells Annahme nach bestünde das Problem grundsätzlich im Fol-

genden: „Immer häufiger erscheinen sie (die vielen Tausend Anglizismen im Deutschen; A.D.) uns so selbstverständlich, dass wir einfach nicht mehr wissen, wie das eigentlich richtige deutsche Wort noch heißt“ (S. 9). Seine Schlussfolgerung: Wenn man wüsste, welches Wort statt des englischen verwendet werden könnte, würde man das fremdsprachige Wort einfach umgehen. Dieser Gedankengang ist leider zugleich an mehreren Stellen verwirrend. Wenn die gemeinten Anglizismen „uns selbstverständlich“ sind, warum sie dann eliminieren? Und welche verschwindend kleine Sondergruppe von Sprechern soll hier gemeint sein, die *feeling, error, ever* oder *sleep* sagt, weil ihr die deutschen Entsprechungen nicht mehr gegenwärtig sind? Aus der Sicht derjenigen Deutschen, die nicht an sprachpathologischen Störungen sondern wegen ihnen unbekanntem Anglizismen leiden, ist der von Pogarell empfohlene Weg ein umgekehrter: Statt der Sprachbarriere will er die problematischen Wörter selbst abschaffen. Das „Wörterbuch überflüssiger Anglizismen“ enthält in diesem Sinne eine strikt alphabetisch geordnete Wortliste von etwa 3500 im Deutschen belegten Anglizismen mit ihren deutschen Entsprechungen, womit es laut Pogarell der doppelten Aufgabe eines Nachschlagewerkes und der Dokumentation Genüge tue. Es zählt überwiegend Einzelllexeme auf, ohne Angaben zum Verwendungskontext. Aus dem Vorwort wird nicht klar, ob auch Häufigkeitsangaben bei der Lemmaauswahl eine Rolle gespielt haben. Der Lemmabestand selbst (mit Elementen wie *doghouse*,

*ferry, fetch, jog-shuttle, nod* etc.) sowie der Hinweis auf die als Basis benutzten Wortlisten des Vereins Deutsche Sprache sprechen indirekt dagegen. Eine orthographische Unterscheidung bezüglich Groß- und Kleinschreibung der „in der englischen Originalschreibweise“ (S. 27) angeführten Lemmata (!) sollte zur Markierung der Eindeutschung dienen. Ohne genaue Entscheidungskriterien aber weckt diese Praxis eher den Eindruck der Willkürlichkeit (z.B. *Actionfilm, Aussie-food* ('australisches Essen'), *Autocross* im Gegensatz zu *action, airport, aquaplaning*). Makrostrukturell gesehen ist es ebenfalls fragwürdig, warum mehrdeutige englische Lemmata einzeln (mit Homonymenindex) aufgeführt, während deutsche Entsprechungen alle als (Teil) Synonyme, bloß durch Kommata getrennt aufgezählt werden (vgl. *draft*<sup>1</sup>: *Entwurf, Skizze, Kommando, Belastung; draft*<sup>2</sup>: *Auswahl, jmd. heranziehen (Armee, Sport)* mit *assessment: Beurteilung, Steuer; austerity: energische Sparpolitik, spartanisches Verhalten*). Mikrostrukturell gesehen besteht der mit Abstand größte Mangel in den generell fehlenden Sprach- und Sachinformationen zu den Stichwörtern, die die Brauchbarkeit des ganzen Unternehmens in Frage stellen und den Leser eher an das Vokabelheft eines Hauptschülers als an ein Wörterbuch erinnern (*apartment: Wohnung; flat: Mietwohnung; home: Haus, Heim, Wohnung*). Konsequenterweise wird dabei nur die metasprachliche Markierung „Denglisch“ bei allen Lemmata gesetzt, die „deutsche Erfindungen oder ein Gemisch beider Sprachen sind“ (S. 27). So angebracht die Kenn-

zeichnung im Falle von markanten semantischen Divergenzen bei einigen Lexem-Typen auch ist (z.B. bei ‚falschen Freunden‘ wie *Handy, agent, slip* oder sog. Lehnbedeutungen wie *handeln* in der Bedeutung ‚handhaben, bearbeiten‘), legt die negativ konnotierte Markierung „Denglisch“ den Wörterbuchbenutzern gerade bei Wörtern mit wortbildungsmäßig vorangeschrittener Integration (*abchecken, antörnen, Babyjahr, Börsencrash, canceln, tricksen, Last-minute-Angebot* usw.) die Vermeidung dieses Verfahrens nahe. Pogarell missachtet dadurch die Tatsache, dass vornehmlich die mit phonetischen (und orthographischen), semantischen und morphosyntaktischen Veränderungen einhergehende Integration fremdsprachiger Elemente ihre Entlehnung statt des für bilinguale Sprechergemeinschaften typischen interlingualen Code-switching bewirkt. Die pejorative Wertung der „Mischmasch-Ausdrücke“ dient eher der Wahrung der englischen Sprache als der Abschaffung deutsch-deutscher Kommunikationshindernisse.

Auch der Titel des Wörterbuchs macht uns einige Kopfzerbrechen. Pogarell meint, dass vor allem Werbung und Medien die Alltagssprache mit unerträglich vielen „überflüssigen Anglizismen“ überhäufen. Die längst überholte Auffassung, dass alles an lexikalischem Transfer überflüssig sei, wofür es in der Nehmersprache einen in etwa äquivalenten, usualisierten oder neu erfundenen Ausdruck gibt bzw. geben könnte, vertreten auch Pogarell und Mitautor Schröder. Statt *baby sitter* wird von ihnen *Kinderhüter*, für *Babyjahr* *Mutterschutzzeit*,

für *bachelor Bakkalaureate* und für *bacon Schinken, Speck, Frühstücksspeck* empfohlen – die semantisch wie auch pragmatisch vielleicht noch problematischer sind als die englischen Entlehnungen.

Walter Krämers „Modern Talking auf deutsch“ ist eine konsistentere Arbeit. Der Autor zählt rund 1000 im Deutschen belegte englische Ausdrücke (des öfteren mit Quellenangabe) in alphabetischer Reihenfolge auf, die er als affiges, peinliches oder dummes „pseudokosmopolitisches Impioniergefasel“ abstempelt (Nachwort S. 254) und nach dem Motto „Lächerlichkeit tötet“ mit ironisch-lustigen Kommentaren versehen anprangert. Tatsache ist, dass diese Kritik angesichts vieler seiner Belege keineswegs als übertrieben erscheint (s. das Lufthansa-Zitat: „Mit dem stand-by one-way upgrade voucher kann das ticket beim check-in-counter aufgewertet werden“ (S. 99); oder den Satz aus „Der Spiegel“: „Bei Regen findet folk im Saale statt“ (S. 93). Bei Krämer scheint in erster Linie Unterhaltung angesagt zu sein, gedacht für in deutsch-englischer Relation durchaus kompetente Adressaten. Dazu setzt er verschiedene Mittel ein: Einmal eine ironisierende, echte Bedeutungserklärung (*slow motion*: Kurz auch *slomo*. Dagegen klingt „Zeitlupe“ reichlich ausdruckslos und platt), andermal selbsterdachte ‚Volks-etymologien‘ (*foto shooting*: *Moderne Jahrmarktsbelustigung: Für eine Mark pro Schuß darf man auf Fotos bekannter Leute schießen*), oder Wortspiele mit englisch-deutschen Homophonen, die durch die phonetische Eingliederung des englischen Wortes

entstanden sind (*flow*: [...] *Andere Flöhe sind der Work-Floh, der Cash-Floh und der Katzenfloh. Am Samstagmorgen sind flows meistens auf dem flowmarkt anzutreffen*) und schließlich bedient er sich des Tricks der totalen Sprachmischung, der durch ein vielfaches Hinundherschalten zwischen dem Deutschen und dem Englischen, weiterhin dem Lehndeutschen englischen Ursprungs, dem Denglischen, einem Quasi-Englischen und (um die Krone aufzusetzen) einem Könnte-sein-Deutschen entsteht. (*discussant*: *Jemand, der discuss (Diskus wirft)*. [...]; *ghostwriter*: *Die Urform des Erlkönigs*: „Wer writet so spät durch Nacht und Wind...“; *future kids*: *Die kids der future. Werden [...] für die future fit gemacht (gefittet)*. Daneben unterscheidet man noch die *kids der Vergangenheit (pasta kids)* sowie die *kidneys (kinderlose Kids)* und *kidnapper (Kinder, die in einen langen Schlaf verfallen)*; *gatebuffet*: *Eine weitere tolle Erfindung der Deutschen Lufthansa (Pardon: German Airhansel) [...]*).

20 Seiten „Modern Talking“ sind allerdings entschieden zu viel. Das ins Extreme getriebene Codeswitching hat seine ‚Nebenwirkungen‘: Man beginnt sich nach dem sicheren ortho-phonomorpho-semantischen Rahmen der einen oder der anderen Sprache zu sehnen. Ob die Lektüre einem die Lust am „Sprachpantschen“ auf die Dauer vergehen lässt, sei dahingestellt. Leider vergeht einem die Lust aber am kompletten Amusement, wenn man im Nachwort auf altbekannte puristische Floskeln über die „sprachliche Unterwürfigkeit der Deutschen“ und über „die Mißachtung unserer eigenen

Sprache und Kultur" trifft oder Folgendes lesen kann: „Meine Vermutung ist: wir flüchten nicht aus unserer Sprache [...], wir flüchten aus unserer nationalen Haut als Deutsche. Lieber ein halber Ami als ein ganzer Nazi, man möchte endlich, und sei es auch nur leihweise, zu denen gehören, die immer in Hollywoodfilmen gewinnen, zu den Edlen, Guten und Geliebten dieser Erde.“

Pogarell/Schröder und Krämer haben diesmal m. E. ihr laienlinguistisches Ziel verfehlt. Der Grund dafür ist vielleicht der falsche Ansatz: Sachangemessene, fachliche Hilfe brauchen

vor allem nicht diejenigen Sprachteilhaber, die das Deutsche verlernt haben oder ihre Englischkenntnisse in deutschen Kontexten beweisen wollen und so tun, als ob Mehrsprachigkeit und dadurch Alt und Jung den Kodewechsel aufzwingen lediglich sondern eher diejenigen Muttersprachler, die nichts gegen Anglizismen haben, das Englische jedoch leidig oder überhaupt nicht beherrschen – wie auch alle sozial Empfindlichen, die das ganze denglische Muss satt haben.

*Ágnes Dávid (Budapest)*

### **Szendi, Zoltán: Seele und Bild. Weltbild und Komposition in den Erzählungen Thomas Manns. Pécs: Pannonia 1999, 301 S.**

Im Bewußtsein der paradoxen Situation in der Thomas-Mann-Forschung – auf der einen Seite eine unüberschaubare Anzahl fachliterarischer Werke, auf der anderen die unvollständige Bearbeitung des Nachlasses – hatte der Autor es nicht leicht, sein Forschungsfeld zu bestimmen und einzugrenzen. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt er den motivischen Zusammenhang der Weltbildelemente in Manns Kurzprosa, aber immer aus der Perspektive des Gesamtwerks. Die Einheit desselben – so seine These – ergibt sich aus der ewigen Wiederkehr des thematischen Kerns: der Opposition von Leben und Geist.

Szendi definiert das Gegensatzpaar und sein Verhältnis als korrelativ und feindlich. So bedeutet *Leben* das na-

türliche Sein, verkörpert vom durchschnittlichen, tätigen Bürger, der „als beneideter und zugleich verachteter Repräsentant des Lebens“ (S. 21) gilt. Demgegenüber ist *Geist* durch gesteigerte Intellektualität, Lebensentfremdung oder Lebensunfähigkeit gekennzeichnet, verkörpert vom Künstler oder vom künstlerisch veranlagten Bürger bzw. vom kranken, lebensunfähigen Bürger. Szendi hält den Standpunkt der Forschung hinsichtlich der zentralen Position des beschriebenen Antagonismus – als zeitgebundenes Phänomen der Dekadenz – für unzulänglich. Er weitet ihn folgerichtig auf das ganze Lebenswerk aus und führt ihn, angeregt von den Forschungen Hans Wyslings, auf die Narzißmus-Problematik der Mannschen Helden zurück.

Szendis Ziel ist es, bei der Interpretation der Weltbilder die psychologische Motivation aufzudecken. Er begibt sich in die Nähe der literaturpsychologischen Methode, wobei er nicht nach den Geheimnissen der schaffenden Persönlichkeit, d.h. Thomas Manns, sondern nach denen des Werkes fragt. Der Autor zielt auf eine Analyse der Gesamtstruktur der Werke, insofern die psychologische Motivation auch ästhetische Konsequenzen hat und als formbildende Kraft wirkt.

Den Formwandel im Gesamtwerk Thomas Manns beachtend ist das Hauptanliegen des Autors, die Novellen zu interpretieren. Die Gruppierung der Werkanalysen erfolgt „durch die Künstlerantworten auf den Konflikt und durch ihre psychologische Logik.“ (S. 16) So werden in der Entfaltung des Grundthemas die (möglichen) Entwicklungsstufen der narzißtischen Persönlichkeit dargestellt.

Im ersten Kapitel, mit dem Titel „Psychologie des ‚bösen Gewissens‘“, interpretiert der Verfasser eine einzige Novelle, den „Bajazzo“. Auf das Gesamtwerk bezogen bezeichne sie das Präludium, zugleich fungiere sie als Schnittpunkt, von dem Rückbeziehungen und Präfigurationen des Protagonisten aktiviert werden, die gemeinsam die „Sehnsucht nach dem Leben“ zu erleiden haben. Der Bajazzo repräsentiert eine Vorstufe des Narziß-Daseins.

Im zweiten Kapitel, „Wunschbilder in zweifacher Form“, sind die Prosa-Skizze „Vision“ und die Novelle „Der Kleiderschrank“ aufgrund des gemeinsamen Sehnsuchtsmotivs miteinander verbunden. Sowohl die Mädchenhand

auf dem Kristallkelch als auch die Traumvision von der nackten, zarten Frau im Kleiderschrank werden als Wunschbilder erotischer Phantasien der männlichen Protagonisten gedeutet. Szendi weist darauf hin, daß diese Manifestationen des Unterbewußtseins im Freudschen Sinne durch die bzw. auf der Erzählebene unter die rationale Kontrolle des Erzählers gelangen und dadurch eine Neuinterpretation im Vergleich zur unbewußten Sphäre erfahren. Die Werke seien jedoch nur Vorstufen der schicksalhaften Traumvisionen größten Formats in „Der Tod in Venedig“ und in „Der Zauberberg“.

In der ausführlichen Interpretation des „Tod in Venedig“ erläutert der Autor das ganze komplizierte Motivsystem der Wunschbilder, Träume und Visionen. Den tiefenpsychologisch-mythischen Elementen der Wunschbilder auf der Ebene der Geschichte stehe die Leistung des Erzählers gegenüber, der mit der Komposition „das Gleichgewicht und die Vollständigkeit der Ambivalenz“ (S. 69) bewahrte, die sich aus der Spannung der zwei einander entgegenwirkenden Kräften, Leidenschaft und Würde ergebe.

Einen neuen Aspekt der Thomas-Mann-Forschung zeigen die bisher noch nicht veröffentlichten Dokumente des Nachlasses, mit deren Hilfe der Autor den Parallelen der August-von-Platen-Erscheinung und der Figur Gustav von Aschenbach nachgeht.

Im nächsten Kapitel, „Die Fallen des Lebens und der Liebe“, analysiert der Verfasser die Novellen „Gefallen“, „Luischen“, „Anekdote“, „Unordnung und frühes Leid“. In diesen Texten erscheint die disharmonische Beziehung

zwischen Leben und Geist nicht auf das Künstlerschicksal reduziert, sondern in ihrer Allgemeingültigkeit, in bürgerlicher Umgebung. Dies bedeutet, daß in der Motivstruktur, Konfiguration und Komposition „die Polarität von Leben und Geist bzw. Bürger und Künstler in ihren wesentlichen Zügen modifiziert“ (S. 99) wird. Szendi erfaßt diese Modifikation, indem er die schon erwähnten Oppositionen mit einer dritten überlagert: mit der von Schein und Wirklichkeit.

Am Ende dieses Kapitels wird Manns letzte Erzählung, „Die Betrogene“, als „Epilog des Lebenswerkes“ (S. 133) gedeutet, in dem alle „Dilemmata“ aufgezählt seien, „die eine trennende Wand vor der Erfüllung der Liebessehnsucht bilden“. (S. 132-133) In der Gegenüberstellung von Rosalie und Anna sieht Szendi die Bürger-Künstler-Problematik besonders zugespitzt. Die physische Untauglichkeit und das ‚ethische Verbot‘ würden bei Mann ineinander verflochten, so bleibe der Künstler immer ein Bürger. Demnach sei die Rollenverteilung der Polarisierung eine Fiktion: sie vergegenständliche den Konflikt derselben Seele. Mit der Analyse der handschriftlichen Textänderungen zeige Mann, „wie viele lebendige Zweifel“ (S. 150) durch die paradoxe Lösung des Dilemmas des *bürgerlichen Künstlers* ihren Abschluß gefunden haben.

Das vierte Kapitel trägt die Überschrift „Die Möglichkeiten der krankhaften Sehnsucht“. Die „Verneinung des Lebens“ aus narzißtischer Monomanie ist die gemeinsame Einstellung der Protagonisten der Erzählungen

„Enttäuschung“, „Der Tod“, „Der Weg zum Friedhof“, „Gladius Dei“. Während diese Monomanie bei den Helden in „Enttäuschung“ und „Der Tod“ die gleichgültige bzw. melancholische Verneinung des Lebens bedeute, stehe sie bei Hieronymus oder Piepsam im Dienste der Auflehnung. Hieronymus' Protest sei jedoch von rein geistiger, asketischer Natur, Piepsam wolle sich aber mit letzter Kraft am Leben festklammern.

Szendi faßt die Opposition von Leben und Geist in Manns Kunst als etwas Dynamisches auf und betrachtet das Motiv der Rache als Kehrseite der Sehnsucht. Die vom Leben benachteiligten, wie Tobias Mindernickel oder Dunja Stegemann aus der Novelle „Gerächt“, verschaffen sich mit grausamer Aggression oder kühler Berechnung Genugtuung. Komplizierter und komprimierter sei die Entfaltung des Rache-Motivs in „Wälsungenblut“, weil es hier um den Zusammenhang von Begierde und pathologischer Schuld gehe: „Die sündhaften Freuden erlangen mit der narzißtischen Genugtuung Vollkommenheit.“ (S. 176)

Eine Zuspitzung und Entartung des Kompensationsstrebens „zu offener Aggression und sadistischer Perversion“ (S. 185) in der Form der Rache sieht Szendi in der Figur Cipollas. Wie andere Autoren geht er in seiner Interpretation über das gewöhnliche Schema „Anatomie des Faschismus“ hinaus. Er sieht in Cipolla in erster Linie einen entarteten, bajazzohaften Künstler, der jener von Thomas Mann geforderten humanistischen „Hermes“-Rolle zwischen Geist und Leben nicht

gerecht wird, im Gegenteil, gegen elementare ethische und ästhetische Normen verstößt und dafür mit seinem Leben bezahlt.

Das fünfte Kapitel mit dem Titel „Perspektiven der Schicksalgestaltung“ enthält die Analysen von Novellen, in denen der Held die schon behandelten Antinomien überwindet. „Tonio Kröger“ spricht Szendi bezüglich des Lebenswerks eine zentrale Rolle zu, demgemäß behandelt er sie sehr ausführlich. Die Novelle sei der erste Text, in dem der Anspruch des Künstlers auf Repräsentation feste Umrisse annehme, zugleich aber sei diese Künstlerrolle – wie die Spinells oder Paolo Hofmanns – als „heroische Selbstdisziplin“ (S. 211) zu betrachten, „denn diese Helden schwingen ihr Leben aus dem Zustand des Abgeschlossenenseins in eine geistige Höhe empor.“ (ebd.) Der narzißtische Außenseiter Tonio Kröger verbirgt sich hinter der Rollenmaske eines Künstlers, distanziert sich aber von der autonomen Existenz beider Welten und deutet so die ästhetischen Aussichten eines ‚dritten Weges‘ an. Der dritte Weg ist eine „ästhetische Brücke“, die von der „Sehnsucht nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit [...] über die Kluft zwischen den Antinomien [Geist und Leben, R.G.]“ (S. 228) gebaut wird. Szendi erläutert die Zusammenhänge zwischen den Tagträumen Tonios und den Visionen Aschenbachs, welche schon die ‚Verzauberung‘ Hans Castorp antizipieren.

Daß der Band mit dem Unterkapitel „Auserwähltsein und Repräsentation“ abgeschlossen wird, zeugt von einem subtilen Formgefühl des Verfassers. Denn in der Tat erreichen diejenigen „Narzisse“ Thomas Manns die Höhen des Lebens und das Recht auf ein außerordentliches, auserwähltes Schicksal, die – wie Moses oder Schiller – als schaffende Genies im ‚aristokratischen Sinne‘ des Wortes Künstler sind. Szendi zeigt, wie diese Novellen außer ihrem Helden auch ihren Schöpfer repräsentieren. In beiden bemerken wir „das Zielbewußtsein des ehrgeizigen Mannes, daß er all seine Begabungen und Energien in den Dienst des ‚Lebenswerkes‘ stellt.“ (S. 254) „*Das Gesetz* bezieht die ‚schwere Stunde‘ Schillers auf die Ganzheit des künstlerischen Seins. Das frühere Novellenthema – die Geburt des Werkes – wird in der Geschichte Moses zum ‚Menschheits-Poem‘ ausgeweitet, dessen Held in die Spur des Schöpfers tritt.“ (S. 255)

Mit diesen Gedanken schließt die stringent durchgeführte Interpretation und motivische Systematisierung der Kleinepik, die den Horizont des Lesers auch auf die großen Romane eröffnet. Schade, daß der geistreiche und brillante Stil der ungarischen Fassung mit der Übersetzung zum Teil verlorengegangen ist.

Gabriella Rác (*Veszprém*)

**Vogt, Jochen: Einladung zur Literaturwissenschaft. München: Fink 1999 (= UTB für Wissenschaft 2072). 264 S.**

„Warnung vor der Literaturwissenschaft“ sollte dieses Einführungsbuch ursprünglich heißen. Daß es dann doch eine „Einladung“ geworden ist, verdankt die Zunft der Tatsache, daß der Verfasser seinem Lehr- und Forschungsgegenstand nicht nur viele lebenspraktische, sondern auch höchst vergnügliche Seiten abzugewinnen weiß. Der Peter Weiss-Spezialist und Erzähltextanalytiker Jochen Vogt arbeitet seit Jahrzehnten im Bewußtsein, daß sein Fachgebiet der Legitimierung bedarf. Seit fast 30 Jahren beteiligt er sich an den Diskussionen über die Krise der Germanistik und der Verteidigung ihres Sinns.

„Wie rettet man die Germanistik?“ fragte die *Frankfurter Allgemeine* 1969. „Vielleicht kann eine Verlagerung nach Ostasien die Germanistik retten“, mutmaßte *Die Zeit* fünfzehn Jahre später. Noch in den Neunzigern wurde festgestellt, was im neuen Jahrtausend gültig bleiben wird: Germanistik scheint ein Fach zu sein, das „aus Gewohnheit gelehrt“ und „aus Irrtum studiert“ wird. Zumindest in Deutschland.

Was der Auslandsgermanistik eher befremdlich erscheinen mag, ist in der des Inlands die Frage nach der Notwendigkeit eines Faches, das trotz hoher Studentenzahlen und hoch differenzierter Forschungsergebnisse immer marginaler zu werden scheint. Das kann nicht mehr darauf zurückgeführt werden, daß die Idee umfassender literarischer Bildung immer weiter an Boden verloren hat. Seit Jahrzehnten

sieht sich die Literaturwissenschaft vielmehr der Konkurrenz der Medienwissenschaft ausgesetzt. Aus diversen Gründen scheint sie aber auch ihre Bedeutung für die Deutschlehrer/innen – Ausbildung verloren zu haben, auf die sie sich lange stützen konnte.

Nach einer Einführung in diese Problematik, die auch berücksichtigt, was ein früherer Bundespräsident als Jurist und Textwissenschaftler zur Größe und Krise der Germanistik zu sagen hatte, kommt Vogt auf ein Fach zu sprechen, das sich von einer geschlossenen Nationalphilologie zum Mit- und Gegeneinander pluraler Methoden sehr unterschiedlicher Provenienz entwickelt hat. Sein eigentlicher Gegenstand, die Texte, blieben ihm auch im Medienzeitalter erhalten. Als Kern literaturwissenschaftlichen Studiums sei Interpretationspraxis zu betrachten (S. 45), weshalb ein Kapitel über Regeln und Probleme des Textverstehens folgt: Es gehe um plausible und nachvollziehbare Deutungen, deren Spielraum von sehr unterschiedlichen Kontexten bestimmt sein könne.

Die folgenden Ausführungen über Textstrukturen orientieren sich an den traditionellen Gattungen Epik, Lyrik und Dramatik, die als historisch veränderlich zu betrachten seien. Wer Anleitungen für die Analyse von Metren oder Erzähltechniken sucht, wird auf Standardwerke wie Kaysers „Versschule“ oder Vogts „Aspekte erzählender Prosa“ verwiesen. In dieser „Einladung“, die auf Vorlesungen beruht, demonstriert der Verfasser

die unterschiedliche „Machart“ literarischer Texte nur an markanten Beispielen. In jedem seiner 12 Kapitel finden sich weiterführende Hinweise auf ein digitales Hypertext-Programm: „www: uni-essen.de/literaturwissenschaft-aktiv/einladung.htm“

Diese Einführung ist eine Einladung zum kritischen Lesen von Texten und empfiehlt, sich nicht nur Germanisten . Im Kapitel „Von Lust und Frust der Lektüre“ wird auch daran erinnert, daß das Fach vor lauter „Poetiken“ den Leser erst sehr spät entdeckte. Lesen war eine Kulturtechnik, die nur wenigen vorbehalten war und lange der Erziehung systemkonformer Untertanen diene. Für eine Einführung in die Literaturwissenschaft sind derartige Ausführungen ähnlich ungewöhnlich wie ein Satz von Günter Netzer, der dem Buch als Motto dient: „Es gibt Fortschritte auf allen Gebieten.“

Vogt schließt mit einem Ausblick auf die Rolle der Literatur im Wandel der Medien, der die Schrift in neue Kontexte stellt. Nach einem Blick auf die Geschichte des Lesens wird einer auf die der Medien geboten.

Auch die Gestaltung animiert zur Lektüre. Ein journalartiges Layout bietet nicht nur viele Abbildungen, interessante Textbeispiele und Zitate, sondern auch grundlegende Definitionen. Auch ohne Hypertext-Funktion wird dieses Buch zu einem multimedialen Netzwerk. Man muß nicht alles lesen und kann sich leicht herauspicken, was einen interessiert.

Die „Einladung zur Literaturwissenschaft“ stellt sich aber auch einem Fachgebiet, das in Deutschland eher

ein kümmerliches Dasein fristet, im Ausland jedoch nicht selten für diese selbst gehalten wird. In „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Literaturgeschichte“ plädiert Vogt für eine „vorsichtig distanzierte Wiederannäherung“ an eine „Bildungsinstitution“ des 19. Jahrhunderts, die mit Recht in Verruf gekommen ist. Zur grundlegenden Orientierung empfiehlt er jedem Studienanfänger eine einbändige Literaturgeschichte zu lesen, um sich kritisch mit deren ganzheitlichen und teleologischen Konstrukten auseinandersetzen zu können.

Und wie hält's Vogt mit der Gretchenfrage der Literaturwissenschaft, nämlich der nach der Methode? – In „Wie man eine Methode erkennt, wenn man ihr begegnet“ (S. 178-182) zeigt sich der Professor der Gesamthochschule Essen als demokratischer Ideologiekritiker, der kein Verfahren propagiert. Er hält vielmehr zu kritischer Reflexion über jede Methode an, was sich gegen theorielastige Programme richtet, die neue Deutungsmonopole an die Stelle der alten stellen: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern! Manche ‚methodisch‘ hochgeschraubten Programme führen, recht besehen, zu sehr bescheidenen Resultaten; und es ist noch der günstigere Fall, wenn man sieht: Das hätte ich mit *gesundem Menschenverstand* auch herauskriegen können!“ (S. 196)

Vogt weiß, was er schreibt und bekennt sich dazu. In einem Nachwort an Freunde und Kolleg(inn)en betont er, daß er mit dem Vorwurf, er betriebe „*common-sense*-Literaturwissenschaft“, gut leben kann. (S. 263) – Unverstellte und klare Worte in einem

gut lesbaren Buch, das man nicht nur Studienanfängern der Germanistik empfehlen kann. Als didaktisch geschickter Lehrer stützt sich der Autor eher auf die Intelligenz seiner Lese-

rinnen als auf ein fachliches Vorwissen, das bei Erstsemestern ja ohnehin nicht vorhanden sein kann.

*Andreas Herzog (Budapest)*

**Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989-1999. Hg. von Mária Mayer-Szilágyi und Margot Wieser. Wien: Zsolnay 1999. 206 S.**

Der kulturelle Dialog zwischen Ungarn und Österreich, insbesondere die literarischen Beziehungen, die zwischen 1989 und 1999 entstanden sind oder sich in diesem Zeitraum verfestigt haben, sind das Thema der „Wahlbekanntschaften“ – ein Buch, das 1999 im Wiener Zsolnay-Verlag von Mária Mayer-Szilágyi und Margot Wieser anlässlich des Ungarn-Schwerpunktes der Frankfurter Buchmesse herausgegeben wurde.

Es handelt sich dabei um ein kleines Handbuch, dessen großes Verdienst darin besteht, die Forschung nicht nur mit bibliographischen Fakten zu bereichern, sondern auch jene Hintergründe zu beleuchten, die die Rezeption steuern und Wege und Mechanismen im bilateralen Kulturaustausch sichtbar machen. Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler beider Länder kommen zu Wort und vermitteln ein spannend zu lesendes und äußerst facettenreiches Bild von der wechselseitigen Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur, das wir im Folgenden nachzeichnen.

„Literatur und Über-Setzen“ lautet der erste Abschnitt und bereits aus dieser Überschrift wird deutlich, daß es hier nicht nur um die sprachliche

Seite geht, sondern auch um das räumlich geographische Übersetzen in ein anderes Land und die damit verbundene geistige Eroberung, aber auch Abgrenzung vom anderen kulturellen Terrain. Davon berichtet zuerst der Doppelstaatsbürger György Dalos in seinen „Wiener Miniaturen“, also in kleinen Erinnerungsbruchstücken, die den Leser an unterschiedliche – mitunter auch wenig ruhmreiche – Schauplätze der österreichischen Geschichte führen, wie zum Beispiel nach Braunau am Inn. „Wie fühlen Sie sich in unserer Stadt?“ wird Dalos, der fast alle seine Familienangehörigen im Holocaust verloren hat, dort von einem Journalisten gefragt. „Wie in Wien“, heißt die feinsinnig-ehrliche Antwort des Autors, mit der alles gesagt scheint. (S. 15 f.) Einen ähnlichen Ausflug in die Vergangenheit, nur in umgekehrter Richtung unternimmt Barbara Frischmuth, die aus ihren Begegnungen mit Ungarn folgende Erkenntnisse gewonnen hat, nämlich „[...] erstens, jeder Propaganda zu mißtrauen und viel mehr als bisher für Propaganda zu halten, und zweitens, Skepsis gegenüber allen radikalen Ideologien, vor allem jenen mit einem totalen Anspruch, zu bewahren.“ (S. 24)

Der Schriftsteller Dezső Tandori, der schon lange vor 1989 mit großartigen Übersetzungen von österreichischer Literatur (u.a. Musil, Kafka, Doderer, Rilke, Trakl, Bernhard) hervorgetreten ist, präsentiert sich als „Bon Amigo für Österreich“, der besonders der Stadt Wien trotz seines anfänglichen Widerstands sehr viel zu verdanken hat. (S. 30) „In Wien gehe ich entlang meiner eigenen Spuren“, heißt es bei Tandori. „Wien ist, viele meiner Gedichte, Prosaschriften zeigen es, ein Teil meines Lebens, *auch* mein Leben.“ (S. 33)

Ein liebevolles Porträt des jüngst verstorbenen Dichters Ernst Jandl zeichnet István Eörsi in „Jandl, der Held“. Darin wird nicht nur Eörsis Bewunderung für Jandl sichtbar, die vor allem dem „Gegensatz zwischen seinem dichterischen und alltäglichen Wesen“ (S. 35) gilt, sondern auch das kongeniale Verhältnis deutlich, das die beiden Autoren in ihren gegenseitigen Übersetzungen entwickelten und das dem Leser durch zwei herrliche Lyrikkostproben, nämlich Jandls „16 Jahr“ und Eörsis „Johnny Weissmüller“ vorgeführt wird.

Péter Esterházy reflektiert in seinem Essay u.a. über das „Schimpfgenie“ Thomas Bernhard und zieht unerwartete Parallelen zum ungarischen Dichter Gyula Krudy, die er an einer bei beiden Autoren festzustellenden „strukturellen Melancholie“ (S. 54 f.) festmacht.

Unter dem Titel „Begegnungen im Narrenturm“ stellt Juliana Wernitzer einen sogenannten „Kettentext“ vor, an dem sich insgesamt sieben Autoren beteiligten, nämlich László Márton,

Antonio Fian, László Garaczi, Kathrin Röggl, Terézia Mora, Andreas Jungwirth und Lajos Parti Nagy. Der Text war gedacht als amüsante „Spielerei mit der Fiktion“, macht jedoch auf Grund des ihm haftenden Auftragscharakters streckenweise einen etwas gekünstelten Eindruck.

Am Ende des ersten Abschnittes finden wir zwei Berichte aus der Praxis des Übersetzeralltags und zwar einmal von György Buda, der auf die sprachlich-kulturellen Differenzen und damit zusammenhängenden Schwierigkeiten beim Übersetzen eines Textes von Lajos Parti Nagy aufmerksam macht und Lajos Adamik, der seine Übertragung von Christoph Ransmayers „Morbus Kitahara“ ins Ungarische mit dem „Zerlegen und erneute[m] Zusammennähen eines Fracks aus der besten Londoner Maßschneiderei für eine total andere Figur“ (S. 67) vergleicht. Adamik deutet in seinem Beitrag die beiden Grundpfeiler an, auf denen die wechselseitige literarische Rezeption zwischen Österreich und Ungarn basiert: nämlich einerseits das Engagement und Interesse einzelner Persönlichkeiten und andererseits deren Unterstützung und Förderung durch verschiedene Institutionen.

Einige dieser Institutionen und Initiativen werden im nächsten Abschnitt vorgestellt, wie zum Beispiel das Wiener Institut für Finnougristik, präsentiert von Pál Deréky und Andrea Seidler oder der Österreich-Lehrstuhl des Germanistischen Instituts der Universität Szeged, vorgestellt von Károly Csúri, Christian Oberwagner und Robert Steinle. Bernhard Fetz, Klaus Kastberger (Universität Wien), Edit

Király und Dániel Lányi (ELTE Budapest) analysieren die Ergebnisse eines interkulturellen Literaturseminars von ungarischen und österreichischen Germanistikstudenten in Szigliget.

Der Wiener Germanist Wendelin Schmidt-Dengler läßt in seinem Beitrag auch private Töne seiner Verbundenheit mit Ungarn anklingen und nennt darüber hinaus eine Reihe von Initiativen, die sich in den letzten zehn Jahren als äußerst fruchtbringend in Hinsicht auf die wissenschaftliche Zusammenarbeit der beiden Länder erwiesen haben, so etwa die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, diverse Stipendienaktionen, die Arbeit österreichischer Lektoren an ungarischen Universitäten und Hochschulen oder die Einrichtung von Österreich-Bibliotheken, um nur einige zu nennen.

Unter dem Stichwort „wissenschaftlich-kulturelle Rezeption“ analysiert Sándor Meszáros die Entwicklung der ungarischen Literatur vor dem Hintergrund der historischen Veränderungen. Ein interessantes Ergebnis seiner Beobachtungen: Das Jahr 1989 bewirkte zwar einen Wandel der Rahmenbedingungen im Literaturbetrieb, nicht jedoch einen Wandel der literarischen Ausdrucksformen. (vgl. S. 122)

Die Aufnahme der ungarischen Literatur in Österreich ist das Thema der Aufsätze von Klaus Kastberger und Kurt Neumann. Kastberger beschränkt sich dabei jedoch lediglich auf die inhaltliche Besprechung von vier Büchern, was angesichts der Materialfülle, wie sie etwa im Innsbrucker Zeitungsarchiv zum Thema lagert, ein wenig dürftig anmutet. Kurt Neumann spricht von „großen österreichische(n)

Unterlassenschaft(en)“ und einer „festgefressenen Gönnerhaltung gegenüber dem geistigen Geschehen in Ungarn“ (S. 135 f.), ein Vorwurf, der sich auch im Beitrag von Georg Oswald widerspiegelt, in welchem die Ergebnisse einer Umfrage bei österreichischen Verlegern und Herausgebern diverser Literaturzeitschriften präsentiert werden. Das Interesse scheint sich auf einige wenige Namen zu konzentrieren, die nicht nur für Qualität stehen, sondern auch die Kriterien wirtschaftlicher Rentabilität erfüllen, Ungarn als literarisches Land spielt eine eher sekundäre Rolle. Viel Interesse an österreichischer Gegenwartsliteratur, aber kein Konzept (S. 159) weist hingegen Edit Kovács in ihrem sehr gut recherchiertem Aufsatz dem ungarischen Literaturbetrieb nach, wobei das große Interesse möglicherweise auf „gemeinsame ästhetische Eigenheiten [...] wie Ideologie- und Politikfeindlichkeit, sprachkritische Einstellung und der Distanz erzeugende Sprachwitz“ (S. 165) zurückzuführen ist. Attila Bombitz unterstreicht im letzten Beitrag besonders die herausragende Rolle Thomas Bernhards, der sicher zu den meistrezipierten österreichischen Autoren der Gegenwart in Ungarn gehört.

Ein umfangreicher Serviceteil, der zahlreiche Institutionen und Ansprechpartner in Österreich und Ungarn auflistet, beschließt das vorliegende Handbuch, das nicht nur eine wichtige Grundlage für weitere Rezeptionsstudien ist, sondern auch zu neuen literarischen Begegnungen einlädt.

*Barbara Mariacher (Piliscsaba/Wien)*

**Zur deutschen Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Hg. v. Nobert Oellers u. Hartmut Steinecke. Berlin, Bielefeld, München: Erich Schmidt, 1999 (= Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie 118). 239 S.**

Ohne schrill programmatische Ober-töne fügen sich neun Beiträge zur deutschen Literatur des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts im Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie zum Tableau der bis heute präsenten Schlüsselfiguren dieser Epoche zusammen: „Die vorliegende Sammlung [...] ist daher nicht mehr (aber auch nicht weniger) als das Fragment einer künftigen Literaturgeschichte“ – heißt es in den einleitenden Worten der Herausgeber. Die proklamierte Enthaltsamkeit gegenüber den methodisch vereinheitlichten und thematisch ausbalancierten Gattungsspezifika wirkt zwar bremsend auf die immer wieder reaktivierbare Freude bei der Zerlegung richtungweisender Vorworte, das Gesamtbild der Studien liefert allerdings genug Stoff für weiterführende Überlegungen zum Thema Kanonisierung und Epochenbegriff. Die einzelnen Aufsätze bekunden den Anspruch, Ansätze der Kulturphilosophie, der Psychoanalyse, der Kunst- und Technikgeschichte in die Untersuchung zu integrieren, und erörtern damit die Stichworte der literarischen Moderne in einem breiteren Kontext.

Schon die erste Abhandlung bietet ein Stück aus dem Repertoire der Kulturwissenschaften: Karl Kogler geht der medientechnischen Frage der Interferenz von Depeschen und expressionistischem, dadaistischem Telegrammstil nach, wobei er zum einen –

Kittler revidierend – die verschärfte Wahrnehmung der „Materialität der Kommunikation“ (S. 14) kulturhistorisch verortet, zum anderen die Merkmale der pragmatischen, non-fiktionalen Schreibweise im Prozeß der poetischen Ästhetisierung am Beispiel der Lyrik von August Stramm sichtbar macht. Konstatiert Kogler eine stilistische Akzentverschiebung beim Medienwechsel, so finden wir auch in Barbara Neymeyrs Aufsatz über Rilkes Gedicht „Orpheus. Eurydike. Hermes“ einen Hinweis auf die literarische Umformung des antiken Mythos und Reliefs, die hier als dekadente „Kontrafraktur“ (S. 32) zu bezeichnen ist. Aspekte der Erinnerung und der Plötzlichkeit und die „Absage an die Individualität“ (S. 50) markieren die Abkehr von der mythologischen Vorlage, und bestimmen die „paradigmatische Relevanz“ (S. 27) des Gedichts für das Gesamtwerk. Bildende Kunst und Mythologie sind auch in Michael Rohrwassers Analyse über Schnitzlers Erzählung „Die Weissagung“ die prägenden Vergleichsgrößen: die Lesbarkeit des freudianisch prophetischen Bildes wird durch die Überführung der „synchrone[n] Ordnung der Bilderwelt“ in die „sukzessive sprachliche Ordnung“ (S. 66) mit den Stummfilmen in Zusammenhang gebracht. Der begrenzte erzählerische Erfolg dieses Übersetzungsversuchs und letztendlich seine Infragestellung gelten

gleichsam als Leugnung von Freuds „Traumdeutung“, denn mit dem Gegensatz von auf Vergangenheit vs. Zukunft gerichteten Träumen wird bei Schnitzler auch die Möglichkeit der Heilung von der Hand gewiesen.

Im weiteren, eng mit dem Thema Bildlichkeit verbunden, beschäftigen sich zwei Beiträge mit der Identitäts- und Kulturkritik. In Magnus Klaues Arbeit über Else Lasker-Schülers „Mein Herz“ – „Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen“ ist die bildhafte und zugleich spielerische Fiktionalisierung ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Neuformulierung der Dichotomie ‚Authentizität‘/‚Fiktion‘ (S. 81). Lasker-Schülers Liebeskonzeption betrachtet der Verfasser demnach als die „Affirmation des ‚Oberflächlichen‘“ (S. 93), als eine Art zum Bild gewordener „Marionetten-Existenz“ (S. 95), die zugleich die Gefahr der antibürgerlichen Zersplitterung des Ichs mit einschließt. Die „bildsprachliche Kulturkritik“ (S. 144) in Kafkas „Der Bau“ ist die zentrale Fragestellung von Markus Winklers Studie, in der die Funktionalisierung der tradierten Sprichwörter über das „Wühltier“ im inneren Monolog dargestellt wird. Wie in „Der Bau“ die „kulturellen Orientierungsformen“ (S. 144) durchforstet werden, so läuft die Entfaltung der intertextuellen Bezüge von Goethes „Faust“ und Brechts „Baal“ in der Untersuchung von Götz Beck auf folgendes hinaus: „Brechts zynischer

Applaus zu der Verkehrung des einst als frei und tätig konzipierten schöpferischen und genießenden Individuums in ein brutales, halbtierisch konsumierendes Endprodukt mag die verletzen, die sich Trauer-Melos erwartet hatten“ (S. 143).

Begriffe wie ‚Zerbrechlichkeit‘, ‚Erkenntniskrise‘, ‚Ironie‘ und ‚Zynismus‘ werden in den Beiträgen über die theoretisch konsistenter auftretenden ästhetischen Konzepte von Benn und Broch im Hinblick auf die Naturwissenschaften und auf die Philosophie neu aufgegriffen. Dirk von Petersdorff behandelt die Stadien der Definierung von ‚Modernisierung‘ als „Leidensfaktor“ (S. 168) in Benns Prosa, aus denen eine „abwechselnd ästhetisch und biologisch“ (S. 185) interpretierte Geschichtsauffassung resultiert. Die Beziehung von Natur- und Geschichtsphilosophie und die Metaphysik des Unbewußten im Anschluß an Arthur Liebert als ihr mögliches Korrelat stehen im Mittelpunkt von Thomas Edelmanns Beitrag über die Wertzerfallessays Hermann Brochs. Wird hier der Wertzerfall als „Befreiung des Absoluten aus der Verstrickung des Relativen“ (S. 191) gedeutet, erbringt Carsten Könneker den Nachweis einer intensiven Rezeption der modernen Physik und zeigt, wie die Relativitätstheorie in Brochs „James Joyce und die Gegenwart“ sowie die Quantenmechanik in den Roman „Die Unbekannte Größe“ Eingang findet.

Die offene Struktur dieses literatur-

geschichtlichen Fragments erlaubt und erfordert die dialogische Fortsetzung der aufgeführten Ansätze. Falls das im Sinne der öfters diskutierten Bildlichkeit geschieht, dann ist berechtigterweise mit der Bewahrung methodischer Vielfalt zu rechnen, wie es von

den Herausgebern als Desiderat festgestellt wird: „In welchem Bilde der Leser auch immer sei – vielleicht kann er das ihm hier Zugetragene als diesem Bild zugehörig ansehen“.

*Amália Kerekes (Budapest)*

